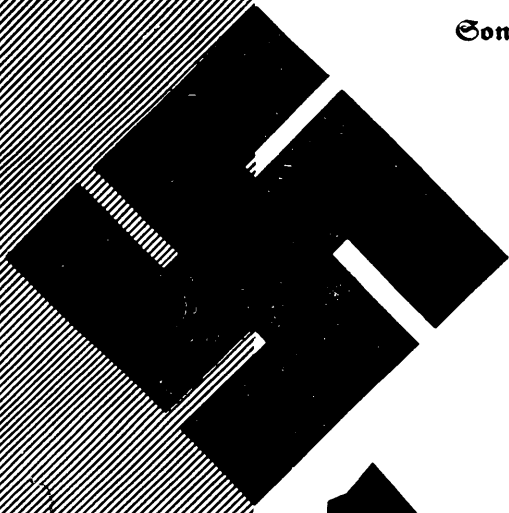


Sonnabend, den 23. November 1935

47



Der Ostpreußische



**Zeitschrift**

## Ostpreußens Gewässer

(II. Teil)

### Aus dem Inhalt:

Von den Lebewesen unserer Gewässer  
Von Dr. G. Warnke

Vom Werden einer ostpreußischen Landschaft  
Von Dr. Theodor Hürtig

Aus dem Fischerleben der deutschen Nordostmark  
Von Professor Dr. Karl Plenzat



# Von den Lebewesen unserer Gewässer / Von Dr. G. Warnke, Königsberg.

Vielfältig tritt uns das Leben auf und an unseren Gewässern entgegen, vielfältig wie die Landschaft selbst und deren Wesen mitbedingend; denn was wäre wohl ein schilfumfünter See ohne die lockenden Rufe von Bläshuhn und Taucher, was die stille Bucht ohne Seerosen und zartflügelige Libellen, was die stillen Waldseen Masurens ohne den klingenden Flug blendendweißer Schwäne oder die flache Wiesenlandschaft der Niederung ohne die Trompetenrufe des Kranichs und das nächtliche Ratschen der scheuen Wachtelkönige? Tot oder leblos wären sie, und erst durch die Fülle und Vielfältigkeit des Lebens entsteht das harmonische ganzheitliche Bild der uns lieb und vertraut gewordenen heimatischen Landschaft.

Im folgenden wollen wir uns in Gedanken auf eine kurze Rundreise über unsere ostpreussischen Gewässer begeben, und ich bitte dich, verehrter Leser, in Königsberg mit uns das schlanke Faltboot zu besteigen; denn dann können wir rasten und beobachten, wie wir Lust haben. Mit frischem Wind lassen wir uns dem Haff zutreiben, dann den Seefanal entlang nach Pillau und quer über das Haff nach Balga. Nun soll es am Haffufer entlang nach Elbing und alsdann über den Drausensee und die oberländischen Seen nach Osterode gehen, von wo wir in einem kühnen Sprung nach Masuren hinüberwechseln wollen. In Rudzanny setzen wir unsere Rundfahrt wieder fort, durchpaddeln die masurenischen Seen bis Angerburg und wieder nach einem kleinen Sprung finden wir uns in der Niederung wieder, um, in einsamen Gräben entlangschleichend, über die Deime wieder den Pregel zu erreichen und unsere Wanderung in Königsberg zu enden. So, hoffe ich, werden wir Gelegenheit haben zu manch einer reizvollen Beobachtung. Die Lebewesen, die uns am häufigsten und am auffälligsten entgegen treten, sind die Vögel. Wenn sie daher in unserer folgenden Schilderung etwas stärkere Berücksichtigung erfahren als alles andere, was da „fleucht und kreucht“, so mag man das diesem Umstand zugute halten — sowie einer gewissen Vorliebe des Verfassers für diese „scientia amabilis“.

## 1. Pregelmündung und Frisches Haff.

Gleich, nachdem wir die Stadt Königsberg verlassen haben, wird es interessant. Am Moddter Bach biegen wir kurze Zeit ein. Dicht am Wasser ertönt da der picolähnliche Pfiff des *Karmingimpels*, der hier in den Weidenbüschen dicht am Ufer Jahr für Jahr in wechselnder Zahl brütet. Auch das entzückende *Blaukehlchen* war hier regelmäßig anzutreffen, erst in diesem Jahr ist es ausgeblieben. Munteres Leben herrscht hier überall im Rohr und Weidengebüsch. Die wehmütige Strophe des *Fitislaubjägers* mischt sich mit dem abwechslungsreichen Geplauder des *Sumpfrohrsängers* und dem schlichten Lied der *Dorngrasmücke*. Fleißig übt die schwarzköpfige *Rohrhammer* ihr einfaches Lied, und voll überquellender Lebenslust steigen zahlreiche *Schilfrohrsänger* zu kurzem Balzflug aus dem Rohr auf, während der große *Better*, der *Drosselrohrsänger*, sein „kare kare tiet tiet“ von schwankendem Rohrhalm dicht über dem Wasser aus voller Kehle erschallen läßt. Seltener läßt sich der *Teichrohrsänger* vernehmen, und zahlreiche Schwalben und *Mauersegler* jagen den zahllosen aus dem Rohr aufsteigenden Insekten nach.

Interessant ist das hinter dem Bach liegende Gebiet. Noch vor wenigen Jahren unfruchtbare Wiesen, boten sie mit ihren zahlreichen Sumpf- und Wasserstellen Hunderten von *Spieß-, Pfeiß- und Stockenten* im Frühjahr willkommene Niststätten. Nach erfolgter Aufschüttung ergriff eine Schar von etwa 50 *Fluß- und Sandregenpfeifern* Besitz von dem brachliegenden Sandfeld. Flach in den Sand gebuddelt fand sich hier Nest an Nest mit den vier in charakteristischer Weise gelegten Eiern. Auch *Flußschwäne* brüteten in ihrer Nachbarschaft und in dem bald mächtig aufsprießenden Schilfdickicht hatte die *Stockente* ihr Gelege. Heute befindet sich hier dürrtiger Acker, und an die Stelle der Regenpfeifer sind *Grünlinge, Graumerner und Feldlerchen* getreten. Nur die zahlreichen *Braunkehlchen*, deren schmagende Laute wir vom Wasser ständig vernehmen, sind dem Gebiet auch unter den veränderten Verhältnissen treu geblieben.

Doch zurück zum Pregel, dessen Mündung wir uns nun langsam nähern. Am rechten Ufer wollen wir bleiben, wo das schlickige Ufer und die vorgelagerten Binsengürtel reichhaltiges Vogelleben versprechen. Das ganze Jahr hindurch herrscht hier reges Leben, besonders an einem namenlosen Stichgraben zwischen Margen und Seydekrug, den ich gelegentlich als „Bogelgraben“ bezeichnete. Er macht seinem Namen alle Ehre. Rechts und links von ihm liegen stark versumpfte Flächen, zur rechten Seite auch ein feichter Tümpel, Sammelplatz für Hunderte von Enten und für die verschiedensten Sumpfvögel. Dorthin wollen wir uns begeben. Auf dem stillen Wasser der Marger Bucht, unmittelbar vor unserem „Bogelgraben“, liegen noch etwa 60 schwarzweiße *Bergenten*, die auf dem Rückzug in ihre nordische Heimat begriffen sind. Hunderte auf den Uferpfählen sitzende weiße *Möwen* markieren schon von weitem den Bogelgraben und gehen mit schrillen Gefreisch hoch, als wir nun näher kommen. *La ch möwen* sind es zumeist, doch auch einige *Sturmmöwen* sind dabei und ab und zu auch eine *Heringsmöwe*. Ein kleiner Trupp kleiner *Seeschwalben* löst sich von dem durcheinanderwogenden schneeigen Haufen und fliegt mit gar nicht seeschwalbenartigem weichem „gip wick wick“ vor uns her. *Zwergseeschwalben* sind es, die hier in der Nähe brüten müssen. Durch das Möwengeschrei sind auch die Enten auf uns aufmerksam geworden, die hier ebenfalls in oft riesigen Mengen einfallen, *Stockenten* in der Mehrzahl, die jetzt mit langen Halsen zu uns herüberäugen und mit klingendem Flügelgeschlag hochgehen. Dazwischen erkennen wir die kleinen hellen *Knäckenten*. Auch *Löffelenten* sind dabei, deren breiter Schnabel noch aus der Ferne deutlich erkennbar ist, und einen prächtigen Anblick gewähren sie, als sie nun, von hellem Sonnenlicht getroffen, rot, weiß und blau mit peifendem Geräusch dicht über uns hinwegziehen. Mit schnarrendem „hörr, hörr“ sondern sich plumpere Enten von dem immer noch über uns in wilden Schwertungen hinwegbrausenden Meer ab und gehen schwerfällig nieder, *Tafelenten*, wie wir an dem rotbraunen Kopf und dem fein schwarzweißgewellten Rücken feststellen. Auch *Pfeiß-, Spieß- und Krickenten* sind hier gelegentlich anzutreffen.

Von der allgemeinen Aufregung sind auch die Sumpfvögel ergriffen, und ein wirres Getöse von kläffendem „giff giff giff“, flötendem „tjühü tjühü“, kurz ausgestoßenem „tjutä“ mischt sich mit dem Flügelgeräusch der allmählich abziehenden Enten und dem silberhellen „tjhititi“ der weißbäuchigen *Flußuferläufer*. Doch allmählich tritt Ruhe ein, und jetzt haben wir herrliche Gelegenheit zur Beobachtung der reizenden Strandvogelschwärme. Bunte Trupps von *Kiebitzen, Kampfläufern, Rot- und Grünschenkeln, Alpenstrandläufern* und vor allem den oft in starähnlichen Schwärmen hochgehenden *Bruchwasserläufern* treffen wir hier an. Nicht immer sind sie in gleicher Menge vorhanden, doch nie fehlen sie ganz.

Schon im zeitigen Frühjahr, wenn auf dem noch mit Eischollen bedeckten Haff *Zwerg-, Mittel- und Gänsefüßer, Schell- und Bergenten* oder sogar auf dem Zuge befindliche *Singschwäne* zu beobachten sind, treffen hier die ersten Sumpfvögel ein. Kleine Trupps harmlos-zutraulicher *Alpenstrandläufer* trippeln hier hart an der Wassergrenze entlang oder rasten mit unter die Flügel geschobenen Köpfen auf den an Wasser sich hinziehenden Steinwällen. *Fluß- und Sandregenpfeifer* fliegen in winkligem Flug umher, und bis an den Bauch im Wasser stehend, stoßern die prächtigsten Brutvögel unserer Pregelwiesen, die *Schwarzschwänze* in *Uferschnepfen*, im Bodenschlamm herum. Dann kommen neben den sanft flötenden *Rotschenkeln* auch die *Kampfläufer*, deren mit verschiedenfarbigen Halskrausen geschmückte Männchen sich hier unblutige Messuren liefern.

Etwas später, wenn *Rotschkel* und *Schwarzschwänzige Uferschnepfe* schon brüten, erscheinen die kleinsten unserer *Strandvögel, Temminck- und gelegentlich auch mal ein Zwergstrandläufer*. So geht's hier in ständigem Wechsel. Und noch ist der Frühjahrsdurchzug nicht beendet, da setzt schon wieder die rückläufige Bewegung ein. Schon im Juni eröffnen *Kiebitze* den Rückzug und von Anfang Juli bis in den September hinein herrscht hier ein ständiges Kommen und Gehen. Manche Ueber-

raischung gibt es da. Da trifft man plötzlich auf den seltenen *Waldwasserläufer* oder auf einen Trupp *Isländischer Strandläufer*, und der silberhelle, bauchwärts prächtig schwarze Stelzenvogel vor uns entpuppt sich beim Näherkommen als *Kiebitzregenpfeifer*. Von einem Dalben vor uns läßt sich, siehe da! — ein *Kormoran* herabfallen und fliegt in weitem Bogen um uns herum. Auch auf dem Teich lenkt ein absonderlicher Vogel die Aufmerksamkeit auf sich. Abseits von den Enten grübelt er, und an dem bunten Kleid und dem eigenartigen Schnabel erkennen wir die *Brandgans*.

Lenken wir jetzt unser kleines Gefährt über die von *Bläshühnern* und *Saubentauchern* belebte freie Wasseroberfläche zu den Anlandungen am Seekanal, die sich lang und schmal von *Solstein* bis *Penje* erstrecken. Sumpfig und mit dichtem Schilfrohr bestanden die erste. Raubvögel zehnten hier gern den Kleinvogelbestand. *Rohrweihen* vor allem sieht man fast stets in schwankendem Flug dicht über dem Rohr entlangstreichen, und außer mehr gelegentlichen Besuchen des *Wanderfalcken* sind *Schwarze Milane* hier stets zu Gast, ja auf der zweiten Insel hat ein Paar bereits seit zwei Jahren einen Horst bezogen. Auch der im nahen Waldgebiet wohnende *Schelladler* zankt sich hier gern mit *Milan* und *Rohrweih* herum.

Ein eigenartiges Schauspiel bietet sich hier an den Sommerabenden, wenn aus der ganzen Umgebung die *Stare* zu Tausenden in wolkenartigen Flügen oder in breiter Front mit hörbarem Flügelrauschen den *Rohrwäldern* am *Haff* zustreben. Wie auf ein gegebenes Kommando hin schwenkt urplötzlich der ganze Schwarm ein, und man wundert sich, daß es bei diesen Riesmengen von Vögeln nie zu einem Zusammenstoß kommt. Mit lautem Gezwitzchen wird jeder neuankommende Schwarm begrüßt, und ein eigenartiger Geruch macht sich bemerkbar, wenn man dicht an der Insel entlangfährt. *Fischreusen* stehen hier am Schilf, und sehen wir genauer hin, so entdecken wir — von *Juli* bis *September* — aufgeregt darin umherfliegende *Rohrfänger*. Eine eigenartige Neugierde muß sie in diese Reusen treiben, aus denen sie dann keinen Ausweg mehr finden. Oftmals ist es mir begegnet, daß ich einen *Rohrfänger*, den ich vor knapp zwei Stunden befreit hatte, in derselben Reuse wiederfangen konnte.

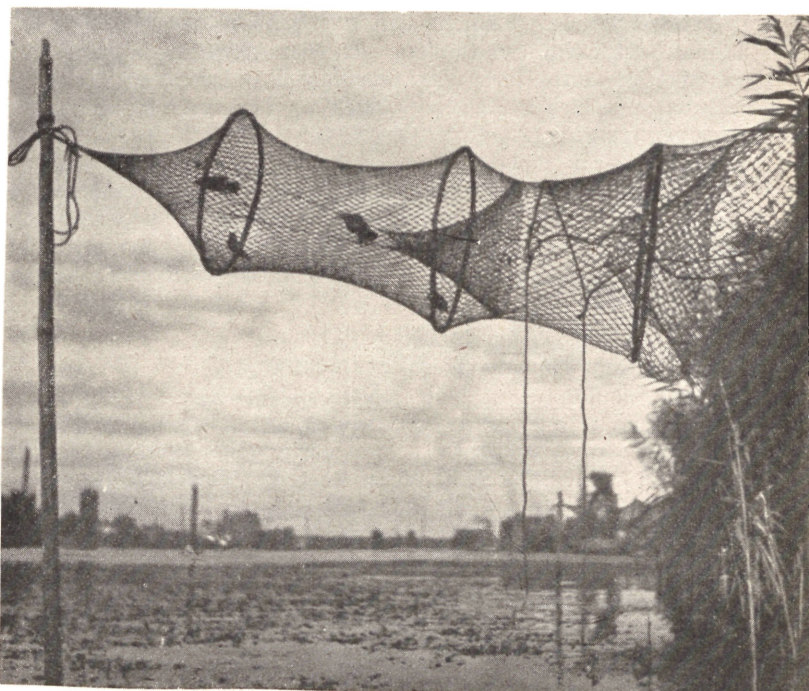
Schilfbestände, dünenartige Flächen mit *Bestwurz*, *Veinwell*, *Bitterfuß* und *Nachtterze* finden sich hier auf den anderen Inseln, dazu dichte *Weidengebüsch* und buschartige *Wäldchen* von *Schwarz-* und *Grauerlen*, *Eichen*, *Birken* und *Eschen* und bei *Penje* sind auch reichlich *Kiefern* eingesprengt. Reiches Insektenleben läßt diese Inseln zu einem *Paradies* für *Kleinvögel* werden. *Blauglänzende Blattkäfer* kriechen zahlreich auf den *Weidenbüschen* herum, auf den *Sandflächen* beobachtet man räuberische *Sandläuferkäfer* (*Cicindela hybrida*), den *Spinnen* nachstellende *Sandwespen* und am reichlich umherliegenden *Röhrichtmulm* *Speckkäfer* (*Dermestes atomarius*) und *Silphen* (*Silpha atrata*), und ganze *Wolken* von gottlob harmlosen *Haffmücken* steigen von den *Weidengebüsch* auf. Kein Wunder, daß sich hier *Kleinvögel* in großer Zahl einfänden. Neben den verschiedenen *Rohrfängern* hören wir den *Heuschreckenschwirl*, *Rohrhammern*, zahlreiche *Dorngrasmücken* und im dichten *Gebüsch* die gelbäugige *Sperbergrasmücke* neben der ebenfalls recht zahlreichen *Gartengrasmücke*. Es ist ein unaufhörliches Singen schon bei Tage! Vollends erst am Abend! Wenn dann aus dem feuchten *Bruchwald* das rhythmische Schnarren des *Schlagschwirls* anhebt, wenn von fernher aus dem *Schilf* das tiefe „unprumb“ der *Rohrdommel* erschallt, so daß man im ersten Augenblick fast meint, die *Heulboje* von *Pillau* zu vernehmen, wenn letzte *Enten* mit pfeifendem Flügel Schlag überhinziehen und aus der Ferne die zahllosen *Lichter Königsbergs* herüberglitzern, wenn dicht vor unserem Zelt das helle Giepen braunroter *Brandmäuse* erkönt — auch ihre kleinen *Wetter*, die niedlichen *Zwergmäuse*, fanden wir hier mit ihrem an *Schilf-* und *Grashalmen* befestigten Nest — dann setzt mit voller Stärke der *Gesang* der *Sprosser* ein. Unaufhörlich klingt ihr *Schluchzen* und *Schmetter* in die warme *Frühlingsnacht* rechts und links vom Zelt. Es wird manchmal schon ein bißchen viel! In Abständen von knapp 50 Metern lockt *Sprosser* an *Sprosser* den ganzen *Seekanal* entlang! — Wird es dann langsam Tag, so beginnt leise auch das *Konzert* im *Rohr* wieder, einzelne *knarrende Teichrohrfänger* zuerst, dann bald der volle *Chor*.

Und wo so zahlreiche *Singvögel* brüten, da kann der *Kuckuck* nicht fehlen. Ständig sieht und hört man ihn auf diesen Inseln im *Mai* und *Juni* umherfliegen. Sollte es nicht möglich sein, eine dieser Inseln als *Naturschutzgebiet* störender *Einwirkung* zu entziehen? —

Wenn wir nun allmählich weiterwandern, so treffen wir überall noch neue Arten. *Schafstelzen* fliegen am *Ufer* hoch, im *Frühjahr* wohl auch die *nordische Selbstelze* (*Motacilla nava Thunbergi*), die das fattere *Gelb* und der fehlende *Ueberaugenstreif* kennzeichnen, und im *Hafen* von *Penje* entdecken wir in einem *Dalbenloch* das Nest der überall zahlreichen *Weißstelze*.

Auch sonst ist hier, wo wir wegen der stürmischen *Wiek* zu einer kurzen *Rast* gezwungen sind, manches zu sehen, wenn wir unseren *Blick* einmal dem *Wasser* zuwenden. Zahlreiche *Schnecken* leben hier in dem dichten *Pflanzenbewuchs* und ihre *Schalen* bilden zuweilen einen richtigen *Spülfaum* am *Ufer*. Hier finden wir die *langausgezogenen Schalen* der *Teichschnecke* *Limnaea stagnalis* neben der an der *Hammer Schlagstruktur* ihres *Gehäuses* kenntlichen *Limnaea palustris*, *L. auricularia* neben der *bernsteinschneckenähnlichen* *L. ovata*. *Posthornschnecken* fehlen keineswegs, und schnell haben wir eine kleine *Sammlung* von *Planorbis corneus*, *Pl. planorbis* und *Pl. contortus*, der kleinen *Riemenschnecke*, *zusammengetragen*. *Abgefallene* und *lose umherliegende Deckel* weisen auf die *Deckelschnecken* *Bythinia tentaculata* und *B. leachii*, und neben den großen *Sumpfedelschnecken* (*Paludina vivipara*) liegen die kleinen *Gehäuse* mit dem auffallend *kreisrunden Deckel* von *Valvata piscinalis*. Auf einem *Seerosenblatt*, auf dessen *Unterseite* *bronzefarbene Schilfkäfer* (*Donacia spec.*) ihre *Eier* gelegt haben, finden wir die kleine *Hydrobia balthica*. Auch *Muscheln* sind reichlich vorhanden, vor allem fällt hier die *Dreiecksmuschel* (*Dreissensia polymorpha*) auf, die besonders auf den *Steinwällen* der *Seekanalsinsel* unter *Wasser* dichte *Bänke* bildet. Von den kleineren *Muscheln* sind *Sphaerium-* und *Pisidiumarten* zu nennen.

Wenn wir die *Dalben* unter *Wasser* etwas genauer *abfuchen*, so fänden wir wohl auch den kleinen *Süßwasserchwamm* *Ephydatia fluviatilis* und das *Moostierchen* *Plumatella repens*. *Kleintiere* müssen wir vor allem an den *zahlreichen Wasserpflanzen* suchen. Drehen wir nur einmal ein *Blatt* der *Seerose* um. Vielleicht finden wir dann einzelne *Strudelwürmer*, *dunkelbraune Planarien* oder das *milchweiße Dendrocoelum lacteum*, bestimmt aber können wir damit rechnen, *verschiedenen Schneckenlaid* an der *Blattunterseite* zu finden oder aber einzeln in *regelmäßigen Abständen* gelegte *Libelleneier*.



Reuse mit vier gefangenen Rohrfängern



Nest der Beutelmeise am Drausenfee

Foto: G. Herrmann

oder die hartschaligen kleinen Kokons des Egels *Nepheles vulgaris*.

In dieser stillen Bucht sind auch die Pflanzen artenreich vertreten. Neben dem Schilfrohr (*Phragmites communis*) bildet Schilfkolben (*Typha angustifolia* sowohl wie *T. latifolia*) weite Bestände, vor denen sich ein dichtes Gewirr die Fahrt hemmender Schwimmpflanzen ausbreitet. Laichkräuter sind es zumeist, deren gestielte, mehrblütige Aehren zahlreich aus dem Wasser ragen. *Potamogeton lucens* wächst hier neben *P. crispus*, das kleine Laichkraut *P. pusillus* neben dem farnförmigen *P. pectinatus*. *P. natans* und das „Aal-  
kraut“ der Fischer, *P. perfoliatus*, mögen unsere Aufzählung beenden. Dazwischen gedeihen Armlauchalgen in verschiedenen Arten (*Chara stelligera*, *fragilis* und *foetida* seien genannt), und zwischen den Binjenbeständen entdecken wir auch hie und da den Igelkolben (*Sparganium spec.*) und am Ufer blüht häufig die Schwanenblume (*Butomus umbellatus*). —

Wenn wir nun nach Ueberquerung der Fischhausener Bied wieder zwischen Seekanalinseln (Flußseeschwalben und Sandregensepfer brüten hier, und vor zwei Jahren wurde hier auch die Zwergseeschwalbe brütend angetroffen) weiterziehend endlich Pillau erreichen, so können wir hier wohl auch schon einige Meerestiere antreffen. Die schwarze Miesmuschel (*Mytilus edulis*) sitzt hier in kümmerlichen an den Salben, und an den Steinen finden wir gelegentlich die zierlichen Skelette von *Membranipora pilosa*, jenem kleinen Moostierchen, das von Strandwanderungen wohl allgemein bekannt ist, und ferner die festen Gehäuse der Seepode (*Balanus improvisus*). Das Eindringen des Seewassers in das Frische Haff bedingt auch das gelegentliche Vorkommen des freilich von uns nicht beobachteten *Burmes Negeis vulgaris* und das Vorkommen des Polypen *Cordylophora lacustris*. —

In mehrstündiger Fahrt überqueren wir nun das Haff und treffen bei Kahlholz auf die jenseitige Küste. Uferschwalben haben hier in die gelben Steilwände ihre Höhlen gegraben und fliegen dort unaufhörlich futterbringend ein und aus. Balga passieren wir, und mit frischem Nordost lassen wir uns an der Küste entlang treiben, bis wir schließlich, in den Elbingfluß einbiegend, Elbing erreichen. Manche stille Bucht haben wir vorher noch untersucht, ganze Muschelbänke von *Dreissensia polymorpha* angeschwemmt gefunden, manch einen seltenen Vogel auf dem Zug angetroffen, doch unsere Fahrt ist noch weit, und so wollen wir uns beeilen, weiterzukommen.

## 2. Drausenfee und Oberländische Seen.

In kurzer genußreicher Fahrt erreichen wir von Elbing südwärts fahrend den Drausenfee. *Nec stabilis terra, nec navi-*

*gabilis aqua* (weder vernünftiges Land, noch vernünftiges Wasser) könnte man hier wohl mit Recht sagen. Doch einen ungeheuren Vogelreichtum birgt dieser verlandende See, so ungeheuer, daß wir nur den auffälligsten Arten einige Zeilen widmen können. Lucher, Enten und Möwen brüten hier in unschätzbbarer Zahl. Die Lucher zunächst! Auffällig viele Rothalslucher zeigen sich hier neben dem Haubentlucher und dem selteneren Zwerglucher, und auf der Ostseite findet sich auf kleinen schwimmenden Inseln, die aus verrottenden Pflanzen bestehen, eine Kolonie von etwa 50 Schwarzhalsluchern. Aengstlich flüchten sie bei unserer Annäherung auf eine benachbarte kleine Wasserfläche. Nach den Bläßhühnern, die ihre rotköpfigen Zungen im undurchdringlichen Röhricht in Sicherheit bringen, sieht man schon nicht mehr hin. Zuviel Eindrücke stürmen auf uns ein. Diese Fülle von Enten! Moorenten mit gelbem Auge und braunglänzender Brust erleben wir hier zum ersten Mal. Tafel-, Reiher-, Stock-, Knä- und einige wenige Löffelenten überall, wohin wir auch unser Boot lenken. Im Herbst fallen sie zu Hunderten den Schrotten zum Opfer.

Und dann die Möwen. Unbeschreiblich das Gewimmel und Getöse, das einen empfängt, wenn man in eine Brutkolonie eindringt. Nest findet sich hier an Nest. Grünliche, braungesprenkelte Eier darin oder Jungvögel in allen Lebensaltern. Hier ein Jungvogel, bei dessen Geburt wir Zeuge waren, dort die schon etwas älteren grünlichbraunen Wollklümpchen, ducken sich noch ängstlich ins Nest, als wir nach ihnen greifen, dort die Halberwachsenen hacken schon kräftig nach uns oder suchen das freie Wasser zu erreichen, auf dem sie geschickt und wendig unserer Verfolgung und der Beringung entgehen. Und neben den Luchermöwen die interessanteste Erscheinung, die kleine Zwergmöwe. Außer auf dem Kurischen Haff ist nur der Drausenfee als deutscher Brutplatz dieser östlichen und nordischen Möwenart bekannt. Die Kolonie auf dem Drausenfee wird schon seit 1821 genannt und besteht heute aus etwa 20—30 Brutpaaren. Auf der Ostseite des Sees, etwas südöstlich vom Gasthaus „Drei Rosen“ fanden wir sie. In der Luft über uns schwebend, so daß wir die schwarze Flügelunterseite mit dem schmalen weißen Saum am Hinterrand sehen können, rufen sie ihr weiches „gafe gafe gafe“. Recht verschieden sind ihre Rufe. Mit „tuck tuck tuck klläh“ oder weichem „gap gap tock tock“ ziehen sie immer im Kreise um uns herum, bis wir die kleine Kolonie, in deren Nachbarschaft auch die Trauerseeschwalbe reichlich brütet, verlassen haben.

Durch dichtes Pflanzengewirr quälen wir uns mühselig durch zu der freien Wasserfläche, auf der wir die Schwäne vermuten. Trotz der Größe des Sees ist seit Jahren keine wesentliche Vermehrung des Schwanenbestandes eingetreten, erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Gelege leicht zu finden sind und daß ein Schwanenei als Nahrung wohl für eine kleine Familie ausreicht. So bleibt es einstweilen bei etwa 20 Höcker Schwänen.

Der Weestemündung wollen wir noch einen kurzen Besuch abstatten, nachdem wir vergeblich auf schwankenden Rohrseln in dichtem Brennesselgestrüpp nach dem Gelege des Rohrweihenpaares gesucht haben, das hier stets einfiel. Eine besondere Ueberraschung soll uns hier zuteil werden. An einem Weidengebüsch sehen wir das kunstvoll geflochtene Nest der Beutelmeise herabhängen, d. h. nicht wir selbst haben es entdeckt, Herr Wiesenneister Müller (Rohrtrug) war so freundlich, uns hierhin zu führen. Wir brauchen auch nicht lange auf die Meise zu warten, die uns mit ihrem rotbraunen Kleid lebhaft an den Neuntöter erinnert. Blauehlchen und Karmingimpel singen unweit davon, und aus dem Rohr vernehmen wir hier auch das tiefe „örrrrr“ des Nachtigallenschwirls. Brachvögel treiben auf den jenseitigen Wiesen ihr Wesen, und als wir durch dichtes Rohr und Gestrüpp uns an sie heranarbeiten, machen wir plötzlich ein Sumpfrohreulenpaar vor uns hoch. Ein immer wieder entzückender Anblick! Mit weichem, federndem Flügelschlag umkreisen sie die Störchenfriede, unverwandt aus großen Eulenaugen nach ihnen spähend. Die Dämmerung unterbricht unsere weitere Nestsuche. Doch während wir in engem Graben heimwärts streben, ertönt plötzlich nicht weit vor uns aus dem Schilf ein absonderliches Unken. Vorsichtig schleichen wir näher und entdecken überrascht als Urheber dieses nächtlichen Geräusches die kleine Zwergrohrdommel.

Nehmen wir nun Abschied von diesem See, den auch See-Adler gern besuchen, so erfreut uns am Ausgang zum Oberländischen Kanal noch einmal das Flugspiel zweier schmucker Kornweihen. Ganz anders wird das Bild jetzt. Ruhig gleiten wir auf der schmalen Wasserstraße vorwärts, genießen das eigenartige Erlebnis, im Faltboot sitzend, langsam die Berge hochzugleiten und rückwärtschauend werfen wir einen letzten Blick auf den Drausen und die fernen Elbinger Höhen. Unter den rechts und links im Gebüsch zahlreich brütenden Kleinvögeln fallen besonders die schmucken Neuntöter auf. Erst am Pinnausee treffen wir wieder auf eine kleine Siedlung von Trauerseeschwalben, und Rohr- und Kornweih schaukeln hier über Wiese und Röhricht, aus dem wieder der Ruf der Rohrdommel erschallt. Vielfach noch treffen wir sie später an, selbst in kleinem Röhricht auf Samrodt-, Zopf- und Zopfsee. Wie ganz anders das Bild auf Samrodt- und Röhrlöffsee! Nichts von all dem Vogelreichtum, den wir gerade auf dem Drausensee kennengelernt haben. Reiherenten in spärlicher Zahl und überraschenderweise auch einige Gänsefäher sind die einzigen auffälligen Erscheinungen auf diesen Seen. Dafür ist uns so regeres Leben in den wundervollen Buchenwäldern, die die schmalen Rinnenseen fast allseitig umgeben. Birole hört man in großer Zahl aus dem pfingstlich frischen Buchengrün, und begibt man sich gegen Abend zum stillen, schattigen und von Waldmeisterduft erfüllten Dufkanal, der Röhrlöff- und Wärtlingsee verbindet, so vernimmt man das volle Konzert all der vielen kleinen Sänger des Waldes. Der Eisvogel, der mit türkisfarbenem Rücken dicht über dem Wasser zu einer vorstehenden Baumwurzel schießt, macht uns auf das unter dieser Wurzel verborgene Nest aufmerksam. Merkwürdigerweise finden wir hier nicht die erwartete Erdhöhle, in der sonst Eisvögel zu brüten pflegen, sondern ein kunstvoll geflochtenes Nest, das nur ein kleines Einflugloch freiläßt, aus dem die Schnäbel zweier Jungvögel kippend herausragen. — Während wir hier in stiller Beschaulichkeit den ganzen Zauber dieses idyllischen Fleckchens auf uns wirken lassen, fällt uns ein, daß 20 Kilometer östlich von uns der interessante Mähringsee liegen muß. Interessant, weil er auf der kleinen Insel Lindenwerder die seit 1921 stark zunehmende Kolonie von Kormoranen beherbergt. Doch führt uns kein Wasserweg dorthin, und so verzichten wir vorerst auf seinen Besuch und wandern südwärts. In einer stillen Bucht unweit Niddelsbagen gibt es wieder eine Ueberraschung. Ein eigenartiges vielstimmiges Gezirp tönt unaufhörlich von dem schräg ansteigenden Ufer. Nicht lange brauchen wir zu suchen. Schwarzbraune Grillen sind es, die diese eigenartigen Laute hervorbringen, bei unserer Ankunft aber verstummen und flink in ihren Erdlöchern verschwinden. —

Reicheres Vogelleben tritt uns erst auf dem Geserichsee wieder entgegen. Doch da wir den Drausensee eben erst verlassen haben, entdecken wir hier nichts wesentlich Neues, ebensowenig wie auf dem Dremenzsee, auf dem wir unsere Oberlandfahrt enden.

### 3. Die Masurischen Seen.

Wieder tritt uns ein neues Bild entgegen, nachdem wir nun in Masuren unser Boot zu Wasser gelassen haben. Die freundlichen Buchenwälder des Oberlands sind hier durch ernstere Nadelwälder ersetzt, wodurch wir an grenzmärkische und pommerische Seen erinnert werden oder auch wohl an die Seen der westpreussischen Rastubei. Wieder treten uns Pflanzen und Tiere in all der Mannigfaltigkeit entgegen, wie wir sie nun schon so reichlich kennengelernt haben. Manö eine Art jedoch findet sich gerade in diesem ausgedehnten Seengebiet weit zahlreicher als sonst auf ostpreussischen Gewässern. So ist z. B. der Süßwasserschwamm *Ephydatia fluviatilis* und *Euspongilla lacustris*, sowie das Moostierchen *Plumatella repens* hier weit verbreitet. Von den Süßwassermollusken ist die Dreiecksmuschel erwähnenswert, die erst vor etwa 100 Jahren aus dem Schwarzen Meer über Rußland nach Ostpreußen eingeschleppt wurde und jetzt in den masurischen Seen wohl ihr Hauptverbreitungsgebiet hat.

Laichkräuter, unter ihnen *Potamogeton nitens* und *P. praelongus* und auf dem Schwanzeilsee auch *P. gramineus*, treten wieder besonders häufig auf. Interessant ist das Vorkommen von *Najas intermedia*, dem Nigenkraut, und der felteneren kleinen Teichrose *Nuphar pumilum*. Auch das Brauenkraut, *Isoetes lacustris*, wächst zerstreut am Grunde der Seen.



Flussseeschwalbe. Spittelbruch 16. 2. 29

Es nimmt nicht wunder, daß infolge der ausgedehnten Waldgebiete dieser alten „Wildnis“ die Raubvögel hier artenreicher und häufiger zu beobachten sind, als bisher. Besonders die Adler beanspruchen unser Interesse. Da glückt es wohl mal, während wir diese Seen durchstreifen, den Fischadler zu sehen, wie er mit leuchtend weißer Unterseite und weitausladenden Flügeln rüttelnd über dem Wasser schwebt, um gleich darauf jäh ins Wasser zu stürzen und mit dem in den Fängen zappelnden silberglänzenden Fisch einem nahen Baum zuzustreben. Auch den bussardgroßen Schreiadler können wir nicht eben selten beobachten, während See- und Schlangendadler nur mehr gelegentlich zu Gesicht kommen.

Außer dem Fischadler stellen unzählige Fischreier diesen kleinen Wasserbewohnern nach. In Abständen von kaum 100 Metern sehen die schlanken, grauen Vögel mit steil aufgerecktem Hals zu uns herüber, um schließlich schwerfällig hochzugehen und mit mißtönigem Krächzen dem nahen Wald zuzustreben. Auf der freien Wasseroberfläche des Spirdingsees, den wir nun allmählich erreichen, treiben große Scharen der verschiedensten Enten. Die Schnatterente fällt uns hier neben Reiher-, Moor- und einzelnen Schellenten besonders auf. Doch mit der Beobachtung der Enten halten wir uns nicht lange auf, uns zieht es vielmehr zum Nordzipfel des Sees, birgt er doch in der stillen Bucht des Lüdainersees eine Sehenswürdigkeit, die wohl einzig ist in ihrer Art. Der Lüdainersee, der See der 200 Schwäne! Oder sind es gar mehr? Unvergeßlich das Erlebnis! Mit schwerem Flügelschlag, der ihnen große Mühe zu machen scheint, lösen sich die blendend weißen Altvögel vom Wasser, um mit wuchtendem Körper und abwärts gebogenem Hals in niedrigem, flachbogigen Flug einem ungestörten Winkel zuzustreben, lange noch liegt uns das eigenartige Singen der abfliegenden Schwäne in den Ohren.

In den schmalen, tiefen und kalten Gewässern um Nikolaiten hat nicht nur die kleine Maräne, *Coregonus albula* Zufucht gefunden, auch andere Eiszeitrelikte bergen diese Gewässer, so z. B. den kleinen Krebs *Mysis relicta* und ebenfalls einen Krebs, *Pallasiella quadrispinosa*. Ueberhaupt die Krebse! Masurens Reichtum an Edelkrebsen ist ja bekannt. Nach Durchquerung der Rhein-Salter-Gewässer ziehen wir in abwechslungsreicher Fahrt zum Löwentin- und Mauersee weiter. Was uns an Tauchern, Enten und Möwen hier entgegentritt, ist uns nun schon weidlich bekannt. Nur der Zopf- und Gänsefäher erregt noch stärker unsere Aufmerksamkeit, und wir erfahren, daß sie auf der Insel Upalten in Baumhöhlen ihr Gelege haben. Doch erst als wir mit eigenen Augen aus dem uns bezeichneten Baum den erschreckten Gänsefäher herausfahren sehen und das aus etwa 10 rahmfarbigen Eiern bestehende Gelege in der Höhle finden, sind wir überzeugt. Immerhin erstaunlich, ein Wasservogel, grö-

ßer als eine Ente, und brütet in Baumhöhlen! Aus solchen Betrachtungen reißen uns erst wieder, da wir uns inzwischen dem Ufer genähert haben, die zahlreich hochgehenden *Bekassinen* heraus und hier am sumpfigen Ufer entdecken wir auch noch das kleine *Sumpfhuhn*, dessen helles „Kiet“ uns schon mehrfach aufgefallen war. Auch Schildkröten sollen hier wie auf vielen anderen masurischen Seen noch vorkommen, doch wir suchen sie in der kurzen Zeit unseres Hierseins leider vergebens. Trotzdem erreichen wir befriedigt von all dem Gesehenen Angerburg, von wo wir uns weiter nordwärts wenden wollen. Zwar ist es nicht weit bis zu Herrn von Sandens „Guja“, doch unsere Zeit ist nur kurz bemessen. Nehmen wir daher Abschied von Masuren.



Stodentengelege. Spittelbruch 9. 2. 29

#### 4. Memelniederung, Deime und Pregel.

Auf einjamen Flüsschen und Gräben finden wir uns in der Memelniederung wieder, und unser Faltboot erweist sich als das rechte Gefährt für dieses kanal- und grabenreiche Gebiet. Schmale Gräben, oft vollkommen von gelben Seerosen, Krebschere und Froschlöffel verwachsen, führen uns unter schattigem Laubdach tief in die ausgedehnten Erlenumpfwälder hinein. Hier pirschen wir erfolgreich auf *Elche*. Wundervoll die unsagbare Ruhe, die uns umgibt. Nur ab und zu polktert etwas zu unseren Häupten in den Baumwipfeln. Wir können den Urheber nicht so schnell feststellen, und so dürfen wir uns wohl mal einbilden, daß es der *Uhu* gewesen ist, dessen mächtiger Ruf im Frühjahr durch diese Wälder hallt. Eins nur schafft uns große Pein. Unzählige Mücken stürzen

sich gierig über uns her, und so flüchten wir schließlich wieder der offenen Wiesenlandschaft zu.

Nicht übermäßig artenreich ist diese Landschaft. Nur *Störche* und *Fischreiher* bevölkern in größerer Zahl die Wiesen oder stehen reglos auf den großen Heuhaufen, den einzigen Erhebungen in diesem Flachland. Es ist überhaupt das Land der Großvögel; denn auch der *Schwarzstorch* kommt uns plötzlich zu Gesicht, und ob der Pracht seines Gefieders, von dessen gleißendem Schwarz sich das Rot der Beine und des Schnabels leuchtend abhebt, entföhrt uns ein Ausruf des Entzückens. Mehrfach noch erblicken wir ihn noch auf den weiteren Kreuz- und Querfahrten. Und last not least die *Kraniche*!

Schon häufig hatten wir ihre Trompetenrufe aus den etwas abgelegenen Erlenwäldern vernommen, nun glückt es uns auch, sie zu Gesicht zu bekommen. Sonderbar, jetzt, da wir sie erst einmal gesehen haben, treffen wir sie bald häufiger an, zu zweien, zu dreien oder gar zu mehreren erblicken wir sie auf den Wiesen, und durch die mit Büschen bewachsenen Dämme trefflich gedeckt, können wir sie vom Boot aus trefflich beobachten, diese stattlichen, leider immer seltener werdenden Vögel. — Einzigartig der Storchreichtum am Seckenburger Kanal! Nicht nur, daß fast jedes Dach ein bis zwei, sogar drei besetzte Horste trägt, auch die wenigen Bäume, die den Kanal flankieren, und sogar einzelne Telegraphenmasten haben als Nestplätze herhalten müssen. Von Kleinvögeln sind dagegen nur Schwalben (Rauch- und Mehlschwalben), Schaf- und Weißstelzen in größerer Zahl zu beobachten.

Das Haff erreichen wir bei Tawe, doch die Ueberfahrt wagen wir nicht und treiben daher küstenlängs Labiau zu. Es ist alles wie am Frischen Haff. Wo nur ein kleiner Schlickstreifen das Ufer säumt, da treten uns gleich wieder die Strandläufer in buntem Gemisch entgegen, und von den Möwen sind jetzt auch wieder die größeren Arten zu beobachten.

In nächstlicher Fahrt eilen wir jetzt dem Pregel zu. Rechts und links auf den Deimewiesen schnarren unaufhörlich zahlreiche *Wachtelkönige*. Es ändert sich nicht viel, als wir den Pregel erreicht haben. Erst am Wusen- und Worienensee beegnen uns ganze Flüge der dunkelflügligen Trauerseeschwalbe, die hier auf den verlandenden Seen zusammen mit Tauchern und Bläshühnern brüten. Auch die *Schwarzschwänzige Uferschnepfe* läßt sich jetzt wieder sehen und begleitet uns bis dicht vor die Stadt Königsberg. Langbeinig und langschnäblig steht sie auf manch einem Dalben, und schwarzweiß leuchtet ihr Schwanz auf, wenn sie sich zum Fluge erhebt. Paarweise ziehen sie häufig über uns hinweg, vornweg das größere Weibchen, dahinter das Männchen, das sich von Zeit zu Zeit mit rhythmischen pit-ju pit-ju zu winkligem Balzflug aufschwingt, um gleich darauf in sanftem Gleitflug in den Wiesen niederzugehen. Angriffslustig verfolgen sie jeden Storch, der die Wiesen überauert, und auch *Kiebitze* und *Bekassinen* beteiligen sich an der Verfolgung. Lange beobachten wir die hübschen Uferschnepfen, deren Zahl erfreulicherweise seit einigen Jahren ständig zu wachsen scheint, dann oberreißen wir uns los und erreichen nun in kurzer Fahrt Königsberg, den Ausgangspunkt unserer Rundfahrt. —

So wollen wir denn Abschied von einander nehmen, verehrter Leser. Manches hoffe ich Dir gezeigt zu haben, doch wenigstens von dem, was Du selbst sehen und an Freunden erleben kannst, wenn Du allein oder mit einem gleichgesinnten Kameraden hinausziehst in unsere heimatische Landschaft.

## Vom Werden einer ostpreussischen Landschaft

Von Dr. Theodor Hurtig, Elbing.

Ein kulturgeographisches Bild der Niederung zwischen Rogat—Elbingfluß und Drausensee.

Es gibt wohl keine Gegend unserer ostpreussischen Heimat, wo auf einem verhältnismäßig kleinen Raume soviel gegensätzliche und doch eine Einheit bildende Landschaftsteile zusammentreffen, wie in der näheren und weiteren Umgebung von Elbing. Ostwärts steigt die Höhe an, südlich und westlich vor ihr liegt die weite Niederung und nördlich, jenseits des Haffes, steigen die bewaldeten Dünenberge der Nehrung auf.

Düne, Niederung und Höhe — das ist die Dreiheit, die der Elbinger Landschaft, im weitesten Sinne gesprochen, ihr Gepräge

gibt. Diese Dreiheit nimmt man wahr, wenn man von der Höhe Ausschau hält oder von der Nehrung zum Festlande hinüberblickt; diese Dreiheit erkennt man auch von dem äußersten Haffdeich der Rogathaffkampen. Ja, man empfindet diese Dreiheit selbst, wenn man in der Dunkelheit mit dem Schiff von Rahlberg nach Elbing oder umgekehrt fährt. Ein Erlebnis ist mir da in Erinnerung. In einem Septemberabend fuhr ich mit dem Dampfer von Rahlberg nach Elbing. Auf dem Haffe überraschte uns bald vollkommene Dunkelheit, so daß man die Konturen der Nehrung, der Höhe

und der Niederung nicht mehr erkennen konnte. Aber dort, wo die Nehrung lag, leuchtete das Leuchtfeuer von Kahlberg auf, wo die Höhe ansteigt, huschten die Strahlenbüschel des Fliegerleuchtturms bei Codrinen über den Himmel und wo die Niederung ihren Anfang nahm, lag einmal der Lichtschein von Elbing und etwas weiter nach rechts, wo die Rogathaffkampen sich ausdehnen mußten, tauchte ein seltsames Lichtgebilde auf, das man zuerst nicht richtig erklären konnte. Es sah aus, als ob dort zwei große Schiffe mit erleuchteten „Bullaugen“ fuhren oder vor Anker lagen. Bald wurden uns die Lichter gedeutet. Es waren die erleuchteten Fenster der Wohnbaracken von zwei Arbeitsdienstlagern, die am äußersten Rande der Rogathaffkampen stehen, wo die Wasser des Haffes das Neuland der Niederung berühren. So kündeten sich selbst in der Dunkelheit diese drei Landschaftsteile, deren Konturen man nicht sehen konnte, durch ihren entsprechenden Lichtschein an.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß diese Dreieckigkeit der Landschaft, die sich immer wieder offenbart, bewußt oder unbewußt von ihren Bewohnern erkannt und empfunden wird.

Die meisten Menschen sehen allerdings eine Landschaft immer nur als etwas Fertiges, als etwas Seiendes und nicht als etwas Gewordenes. Erhält eine Landschaft aber nicht erst dann Leben, wenn man ihre Geschichte kennt? Erst dann lernt man das Stück Erde immer mehr lieben und fühlt sich selbst mit ihm verbunden. Die Geschichte unserer drei Landschaftsteile kann in zweierlei Art zu uns sprechen. Es ist einmal die ureigenste Geschichte der Natur: die Dünen der Nehrung erzählen von der immerwährenden, nie ermüdenden Arbeit des Windes, die Kuppen und Talzüge der Elbinger Höhen mit ihren Sanden und Riesen und Tonlagern sprechen von der Arbeit des Eises und des Wassers und die weite Niederung von dem aufbauenden Schaffen der Flüsse und der Pflanzenwelt. Ist ein Besuch einer der vielen Ziegeleigruben an der nördlichen Haffküste oder des Drausensee- und Haffkampengebietes nicht viel mehr wert als das Studium eines großen Geschichtsbuches? Hier redet die Natur selbst in ihrer lebendigen Sprache zu uns.

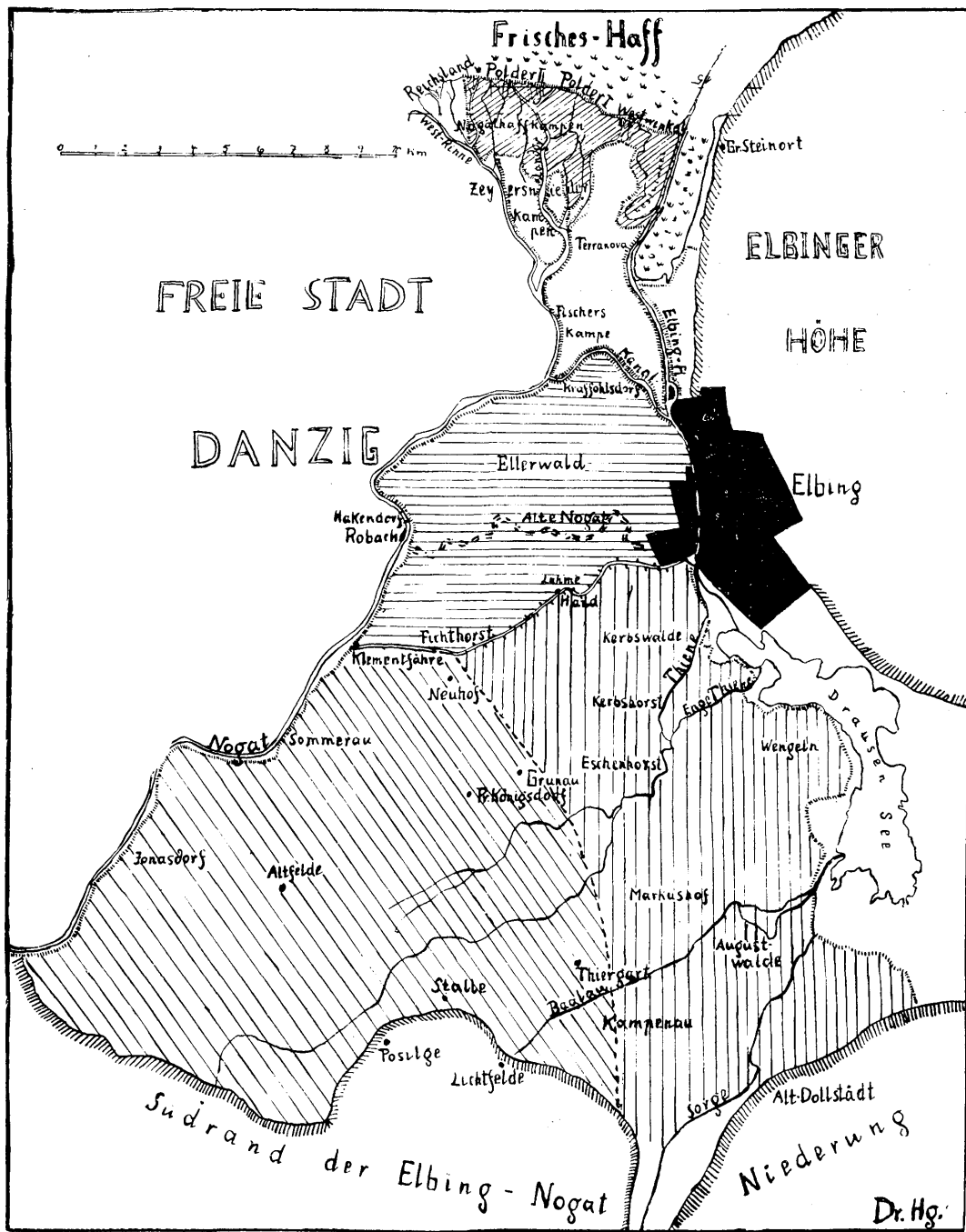
Neben der ureigensten Geschichte der Natur spricht aus dem Raume die Geschichte des Menschen. Sein Schaffen und Kämpfen im Laufe der Jahrhunderte wird uns auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein gebracht. Man muß nur mit offenen Augen durch die Landschaft wandern. Diese Erkenntnis erfüllt uns mit Achtung vor unseren Vorfahren. Diese Erkenntnis bringt uns aber auch zu der Einsicht, daß der Mensch in jedem Landschaftsraum zweierlei ist: Sklave und Herr. Sklave insofern, als die Naturgewalten und Naturgegebenheiten seinem Schaffen und Planen Grenzen setzen, Herr insofern, als er innerhalb dieser Naturbedingungen die Landschaft nach seinem Willen formen kann. Dieser Wille des Menschen zum Formen und die Größe seines Gestaltens ist aber letzten Endes von seiner kulturellen Höhe und — seiner rassischen Gliederung bedingt. Es ist nicht so, daß jedes Volk mit dem ihm vom Schicksal zugewiesenen Raume in gleicher Weise fertig wird. Insofern ist das Kulturbild einer Landschaft immer das Spiegelbild der schöpferischen Kraft — physisch, geistig und rassisch ge-

sprochen — der Menschen, die in ihr wohnen. Eine Landschaft verstehen, heißt somit, neben der ureigensten Geschichte der Natur die Geschichte ihres kulturellen Werdeganges erfassen. Beide Betrachtungen gehören zusammen. Nun geschieht der kulturelle Entwicklungsgang einer Landschaft in einzelnen Kulturepochen mit verschiedenen Ausdrucksformen und einem verschiedenen Entwicklungstempo. Das ist einmal von den Menschen und dem Boden und zum andern von dem Stande der Technik abhängig.

Kann man nun in unseren drei Landschaftsteilen noch solche verschiedenen Phasen in der Entwicklung des Kulturbildes erkennen oder rekonstruieren? Man kann es. Schon das Kulturbild als solches, alle Flurnamen und Dorfnamen, die Hausbauten, Anlagen von Gehöften oder Wegen, die Kulturen der Felder, geschichtliche Ueberlieferungen, das Aussehen, die Namen und die Familiengeschichte der Bewohner und letzten Endes bestehende Sitten und Gebräuche kommen uns da zu Hilfe. Das Gebiet der Volkskunde und Geschichte wird hierbei von der Geographie in weitestem Maße in Anspruch genommen.

An dem Beispiel der Niederung zwischen Rogat—Elbingfluß und Drausensee soll der kulturelle Werdegang eines dieser drei Landschaftsteile um Elbing eingehend geschildert werden.

Blickt man von den Steinorter Bergen (s. Karte) nach Westen, so hat man dieses Bild: Auf die offene Wasserfläche des Haffes folgt südwärts ein dunkler Binsengürtel und ein heller Schilfsaum. An diesen setzen sich Kulturlächen an, auf denen verstreut



Häuser mit weißem Anstrich und flachen Dächern folgen. Die Landschaft ist frei von Bäumen. Schattenlos laufen die Wege dahin. Weiter südwärts folgt ein Gebiet, in dem die Wege von Weiden eingefasst sind und höhere Pappelbäume mit ganz eigenartigen Wuchsformen das Landschaftsbild überragen. Die Häuser tragen Satteldächer und liegen verstreut in den sie umgebenden Gärten. Hohe Leitungsmaste, die die Drähte der elektrischen Ueberlandleitung in das Danziger Gebiet hineintragen, ziehen durch die Niederung und ganz im Vordergrund fließt der Elbingfluß, dessen Wasserfläche von Dampfern, Segelschiffen und Segelbooten belebt ist. Man empfindet schon bei diesem ersten oberflächlichen Schauen, daß hier das Kulturbild verschiedene Züge trägt, und man schließt ohne weiteres, daß jedes Kulturbild der Ausdruck einer besonderen Kultivierungsphase ist und daß alle diese Phasen erst ein Gesamtbild der Kulturlandschaft der Niederung geben können. So lockt es einen, diese verschiedenen Kulturbilder auf einer Wanderung tiefer in sich aufzunehmen. Im Laufe dieses Sommers habe ich mit den Studenten der Hochschule und auch viel allein in diesem Sinne dieses Niederungsgebiet vom Haffe bis zu den südlichen Höhen bei Alt-Dollstädt—Lichtfelde—Pösilge (s. Karte) durchwandert. Die beigegebenen Bilder sollen die Schilderung näher veranschaulichen. Auf der beigegeführten Karte ist das zu behandelnde Niederungsgebiet durch besondere Schraffuren oder durch ausgesparte Flächen in einzelne Abschnitte eingeteilt. Die feingestrichelten Trennungslinien zwischen zwei Abschnitten sind die Deiche. Ganz im Norden läuft die jüngste Deichlinie dort entlang, wo die mit Schilf und Binsen bedeckte Wasserfläche des Haffes aufhört. Sie schließt das mit schräger Schraffur versehene Gebiet der Rogathaffkampen ab. Die zweite Deichlinie stellt die Grenze zwischen den Rogathaffkampen und den Gemarkungen von Zenersniederungskampen—Terranova und Fischerkampe dar. Dieses Gebiet ist auf der Karte weiß gelassen worden. Der Kraffohlskanal mit seinen Deichen bildet die Trennungslinie zu einem wagrecht gestrichelten Gebiet, das zum größten Teil von der Gemarkung Ellerwald eingenommen wird. Im Süden von dieser Fläche befindet sich heute keine Deichlinie, sondern ein Landstraßenzug. Es ist von Elbing bis Fichtthorst die große Marienburger Chaussee und von dort bis Klementzfähre ein Nebenweeg. Diese Wealinie war schon zur Ordenszeit die wichtige Verbindungsstraße zwischen Marienburg und Elbing und gleichzeitig eine wichtige Deichlinie. Südlich dieses Straßenzuges befinden sich zwei verschieden schraffierte Gebiete, die durch eine gestrichelte Linie: Neuhof—Grunau—Thiergart von einander getrennt sind. Beide Gebiete grenzen im Süden an die aufsteigende Höhe, im Westen bilden die Deiche der Noaat den Abschluß und im Osten die Deichlinie längs des Drausensees. Man wird leicht erraten, daß diese verschieden schraffierten Flächen bestimmte Abschnitte eines großen Kulturwerkes des Menschen darstellen.



Ein Bild aus den Rogathaffkampen vor der Kultivierungsarbeit des Menschen

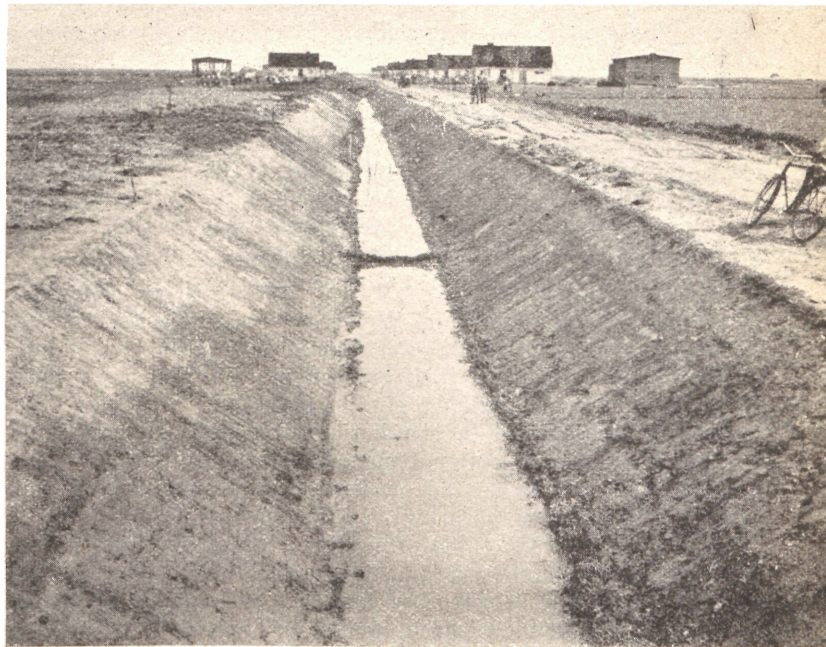
Foto: Dr. Hürtig

Bei der Schilderung der einzelnen Kulturabschnitte beginnen wir mit dem jüngsten, den Rogathaffkampen. Die meisten heute im Gebrauch befindlichen Karten 1:100 000 und 1:25 000 zeigen dort noch die alte-Deltalandschaft der Rogat, von zahllosen Wasserläufen und Mündungsarmen durchzogen. Strauch- und Schilfkampen durchziehen das Gebiet, dessen Oberfläche nur wenig höher als der mittlere Haffspiegel liegt, und ein breiter Rohr- und Binsengürtel schließt es gegen das offene Haffwasser ab. Zwischen diesem Deltagebiet und der Mole des Elbingflusses schiebt sich sogar noch eine Haffbucht, der sogenannte Westwinkel, weit nach Süden vor. Von all dem ist heute nichts mehr vorhanden. Im Jahre 1927 wurde mit der Eindeichung der Kampenflächen begonnen und um 1930 war man mit der ersten Phase dieses Kulturwerkes zu Ende. Am äußersten Ende des Kampengebietes und quer durch den Rohr- und Binsenwald bis zur Mole des Elbingflusses hat man einen etwa 1,80 Meter über NN hohen Deich mit einer Kronenbreite von 2,30 Metern gezogen. Er bietet bei jedem Hochwasser des Haffes genügend Schutz. Die früheren Mündungsarme und Rinnen, mit Ausnahme des Landgrabens, haben ihre Verbindung mit dem Haff verloren und dienen heute als Entwässerungskanäle, deren Wasser von elektrisch betriebenen Schöpfwerken, die 350 Liter pro Sekunde leisten, in das Haff geschafft werden. Durch diesen Entwässerungsvorgang wird in den niedrig gelegenen Gebietsteilen das Grundwasser auf — 0,5 bis — 0,6 Meter unter NN abgesenkt und dadurch eine Kultivierung ermöglicht. Das Material zum Bau des großen Haffdeiches holte man aus dem Haffgrunde. Ein breiter und tiefer Baggergraben zieht sich heute am äußeren Deichfluß entlang und dient jetzt als Fahrgraben durch den vorgelagerten Schilf- und Rohrsaum des Haffes. Bei dem Westwinkel hat man außer der Eindeichung noch mehr getan. Hier befand sich ja zum Teil offenes wenn auch flaches Wasser (der heutige Ostwinkel kann als Vergleich für das frühere Aussehen herangezogen werden). Die Verlandung hatte hier nicht dieselben schnellen Fortschritte gemacht wie in der Deltamitte, wo die natürliche Anschlickung vor der Abriegelung der Rogat von der Weichsel (1915) 12 Hektar pro Jahr betrug. Das ist ein ganz natürlicher Vorgang. Die Hauptmasse der Sinkstoffe wird immer von dem Hauptmündungsarm herangebracht und beim Zusammenreffen mit einem anderen Gewässer (hier dem Haffe) infolge Strömungsverlust und demzufolge Nachlassen der Transportfähigkeit vor der Mündung abgesetzt. Für die Seiten des Deltas bleibt nicht viel Material übrig. So ist die Mitte immer höher als die Randgebiete. Noch etwas anderes ergibt sich aus dieser Tatsache. Der fruchtbarste Schlamm bleibt auch mehr in der Deltamitte. Bohrungen haben ergeben, daß der größte Teil der Noathaffkampen eine Schicht von ca. 1 Meter fruchtbarstem Schlamm aufweist, daß sich diese Schicht nach den Rändern zu aber immer mehr verjüngt. So kam für den Westwinkel außer der schwächeren Verlandung noch die geringere Fruchtbarkeit des Bodenmaterials hinzu. Der Mensch ersetzte nun mit seinen technischen Mitteln das, was die Natur nicht schaffen konnte. Man baute lange Rohrleitungen und durch diese spülten die großen Bagger „Heinrich von Plauen“ oder „Hermann von Salza“ bedeutende Haffschlickmassen, die man beim Ausbaggern der Dampferfahrgraben im Elbingfluß oder im Haffe erhielt, in den Westwinkel hinein. Der Mensch erreichte somit in ganz kurzer Zeit eine Landaewinnung, die die Natur erst in vielen Jahren, ja, was die Güte des Bodens im Westwinkel anbetrifft, überhaupt kaum erreicht hätte. So ist heute der Westwinkel Land und enthält den fruchtbarsten Schlickboden. Zur Kultivierung der natürlichen und künstlichen Anschlickungs- und Verlandungsflächen wurde das gesamte Gebiet in folgende Zonen eingeteilt: Der Westwinkel und Bolder I von dem Elbingfluß bis zum Landgraben mit einer Größe von 758 Hektar, Bolder II bis in die Nähe der Westrinne mit 598 Hektar und der Rest bis zur heutigen Danziger Grenze, das ist die Westrinne, als sogenanntes Reichsland mit 152 Hektar, im ganzen also 1508 Hektar. Der Name „Reichsland“ weist darauf hin, daß dies das Eigentum des Reiches ist im Gegensatz zum Preussischen Staat, dem Bolder I und II und der Westrinne gehören. Das Reichsland wird ausschließlich zur Gewinnung von Faschinen benutzt. 1930 wurde Bolder I und 1933 Bolder II von dem Preussischen Staat (Domänenverwaltung) an die ostpreussische Bau- und Siedlungsgesellschaft für 214 531 bzw. 125 000 RM verkauft. Die Kultivierung und Besiedlung geschah aber nach den Plänen des Kulturamtes Elbing, dem auch die Entwicklung und Beaufsichtigung

des ganzen Verfahrens oblag. Die Kultivierungsarbeit war nicht leicht. Auf dem Gebiet der ehemaligen Strauch- und Buschkampen in Polder I und II mußte das viele Wurzelwerk gerodet werden, bis man den Acker kulturfähig erhielt. Große Wurzel- und Stubenhaufen konnte man in den ersten Kultivierungsjahren, heute ist dies zum Teil auch noch der Fall, an den Wegrändern aufgehäuft finden. Auf dem übrigen Neuland und vor allen Dingen im Gebiet der ehemaligen Schilf- und Rohrkampen und des künstlich aufgeschlachten Westwinkels kamen Schilf und Rohr immer wieder zum Vorschein und wurden auf den Aekern mehr als manns hoch. Die Erträge waren zunächst gering oder ein Anbau überhaupt unmöglich. Ein langsamer, aber zäher Kampf mußte gegen die Natur geführt werden. Abmähen und Umpflügen ist dabei nicht das einzige Mittel. Eine längere Viehhaltung kann erst den vollen Erfolg bringen, da durch die Hufe der Tiere die Wurzeln allmählich zertreten und erstickt werden. So ist, wenn auch noch lange nicht restlos, der Sieg über die Natur davongetragen. Weizen, Roggen, Hafer und Rübenfelder dehnen sich heute mit guten Weiden dort aus, wo einstmal das Haff seine Wellen schlug. Wie fruchtbar der Boden ist, beweist die Tatsache, daß schon im zweiten Jahre nach der vollständigen Kultivierung ein Ertrag von 20 Zentnern Weizen pro Morgen keine Seltenheit war und daß heute in dem Neuland bereits 4000 Liter Milch pro Tag gewonnen werden. 88 Siedlerstellen sind eingerichtet worden in Polder I und im Westwinkel 50 Stellen, in Polder II 38, unter ihnen befinden sich 61 Vollbauernstellen in Größe von 7 bis 22,5 Hektar, 17 Halbbaupstellen mit 5 bis 6,9 Hektar und 10 Fischer-, Arbeiter- und Handwerkerstellen mit 1,8 bis 5 Hektar.

Das Landschaftsbild ist noch kahl. Baumlose und schlechte Wege (besonders im Frühjahr und Herbst) ziehen durch das Land. Die Deichtronen sind noch die besten Straßen. Lange zum Teil erst frisch ausgehobene Abzugsgräben scheinen ins Endlose zu laufen. Keine schattenspendenden Bäume umgeben die weißgetünchten Siedlerhäuser mit den flachen Dächern, unter denen sich Wohnhaus und Stall befinden. Die Häuser sind nicht zu einem engen Dorfverband zusammengeschlossen, sondern bilden Reihen, Gruppen- und zum Teil auch Streusiedlungen. So stehen sie heute verhältnismäßig einsam und isoliert auf jenem jüngsten vom Menschen gewonnenen Neuland. Viele Kilometer liegt Elbing entfernt, und selbst das nächste Dorf liegt eine ziemliche Strecke von den einzelnen Wohnplätzen fort. Ringsum liegt nur weites, flaches Land ohne Baum und Strauch. Die Siedler selbst stammen fast ausschließlich aus der Niederung. Sie sind mit diesem Land schon eins geworden. Sie kennen seine Heiligkeit und Lichtfülle im Sommer, wenn die Erde warm und die Wege trocken sind und wenn im Abendschein der Steilhang der Elbinger Höhe „glüht“ und die dunklen bewaldeten Dünenberge der Mehrung den Horizont jenseits des Haffes bearenzen. Sie kennen aber auch die Rehrseite, wenn im Winter eifige Winde über das kahle, schutzlose Land fegen, nasskalte Meeresböden gegen die Fenster trommeln oder dicke Nebel alles verhüllen, und die Meere arundlos sind. Sie kennen das alles und lieben ihre Scholle. 20 000 Meter Deiche, 35 610 Meter Weae und 11 670 Meter Vorflutgräben sind in erster Pionierarbeit für sie geschaffen worden, um den Raum lebensfähig zu machen. Die Siedler haben jetzt die Aufgabe, diesen Raum mit Anhalt zu erfüllen und nicht nur sich selbst ein Lebenswerk zu bauen, sondern von hier aus für die Ernährung der Volksgenossen der Städte mit beizutragen.

Von dem Gebiet südlich der Noathaffkampen, den Gemarkungen Zeyersniederkampen, Terranova und Fischerskampe können wir uns nicht ein so genaues Entstehungsbild geben wie von dem eben besprochenen. Dieses ist aber klar: das Aussehen der Landschaft ist im 17. und 18. Jahrhundert nicht anders gewesen als in den Noathaffkampen vor 1927. Die Namen der Dörfer, Stücke von alten Wasserläufen und Mündungsarmen (s. Mek-tischblätter 466 und 467) und Darstellungen auf alten Karten legen davon Zeugnis ab. Terranova ist 1741 angegründet und Zeyersniederkampen um 1778 erworben und kultiviert. Auch hier wurde, wie die alten Berichte lauten, das Land eingedeicht, gerodet und mit Gräben versehen, nur geschah alles langsamer und einfacher, dem Stande der Technik entsprechend. Was uns nun besonders interessiert, ist das heutige Aussehen dieser Niederungsfläche im Geensatz zu dem Kulturbild der Noathaffkampen. Der weitere Werdegang einer einst vom Haffe beherrschten Landschaft wird dadurch deutlicher. Ein Unterschied fällt natürlich sofort auf:



Abwässerungsgraben und Siedlergehöfte

Foto: Dr. Hürtig

das Land ist nicht mehr so kahl. Weidenbäume begleiten die einfachen Wege und Obstbäume die Chaussee. Die Felder machen schon einen kultivierteren Eindruck. Schöne Gärten, die sauber gehalten sind, umgeben die Gehöfte und lassen diese manchmal vollständig im Grün verschwinden. Die Obstbäume in ihnen geben ein schönes Bild zur Blütezeit, aber auch im Herbst, wenn die reifen Früchte an den Ästen hängen. Die Dörfer sind einzeilige, nur auf einer Seite bebauten Straßendörfer und lehnen sich unmittelbar an die Deiche an. Die Häuser bestehen abwechselnd aus Holz und Steinen, wobei der Holzbau jedoch vorherrscht. Auf dem Untergeschoß sitzt ein Satteldach, das mit Rohr oder Dachpfannen gedeckt ist. Gewöhnlich haben die Gehöfte die Winkelform. Schon tauchen in diesem Abschnitt die ersten industriellen Betriebe in Form von Molkereien auf. Ueber die Wasserläufe führen Wagenfähren, oder man hat sogar schon wie bei dem Landgraben in ganz jüngster Zeit eine Brücke, die Jägerbrücke, gebaut. Die Dörfer enthalten Schulen, und die Gasthäuser ermöglichen den Einkauf der notwendigen Waren für den Haushalt. Und doch: trotz der etwa 150 Jahre, die diese Niederungsfläche in Kultur steht, liegt über ihr noch ein naturhafter Zug. Man merkt, daß



Landschaftsbild aus der Gemarkung Zeyersniederkampen

Foto: Dr. Hürtig

hier noch manches Unfertige, Ungleichmäßige und Unharmonische im Kulturbild in Erscheinung tritt. Der Ausdruck von Fischerskampe ist anders als der von Jeyerniederkampe, und dieser wieder verschieden von dem von Terranova. Die Landschaft mit ihrem Inhalt ist noch zu keinem einheitlichen Bilde zusammengesetzt. Das liegt auch zum Teil an den Wegeverhältnissen und Verkehrsbedingungen. Das Gebiet liegt abseits von den großen Verkehrsstraßen und kann damit sein Kulturbild nur langsam zur Entwicklung bringen. Ein Brückenbau fehlt vor allen Dingen, nämlich der über den Elbingfluß bei Terranova, an Stelle des verhältnismäßig primitiven Fährverkehrs.

Anders wird das Kulturbild wieder in dem Gebiet der heutigen Gemarkung Ellerwald. Der Name deutet schon darauf hin, wie der Zustand in älterer Zeit gewesen ist. Die Rogat floß hier ehemals hindurch zum Elbing hin, in Hochwasserzeiten war alles mit Wasser bedeckt und in den übrigen Teilen des Jahres breitete sich ein großer Erlenjumpf aus. Die Geburtsstunde der heutigen Kulturlandschaft begann am Ende des 15. Jahrhunderts mit zwei Arbeiten des Menschen: mit der Abdämmung der alten Rogat bei Hochendorf-Robach (1483) und ihrer Weiterführung in der heutigen Richtung und dem Bau des Kraffohlskanals (1494). Mit diesen Arbeiten parallel ging der Bau der Deiche längs der Rogat und dem Kanal. Die Besiedlung ließ noch einige Zeit auf sich warten. Die Fläche wurde zunächst ausschließlich zur Holzgewinnung und als Weideland benutzt. 1565 erfolgte die Verteilung des Ellerwaldgebietes unter die Hausbesitzer der Altstadt von Elbing. Das Ende des 16. Jahrhunderts und das erste Drittel des 17. Jahrhunderts sehen dann die Gründung der einzelnen Dörfer: Ellerwald, Kraffohlsdorf — Rogathau — Hoppenau. Nun sprachen bei der folgenden Kulturentwicklung drei Gründe mit, die, abgesehen von dem höheren Alter, das Kulturbild harmonischer und vollständiger als in dem vorhergenannten Gebiet von Terranova, Fischerskampe und Jeyerniederkampe erscheinen lassen. Es war einmal die Tatsache, daß das Gebiet, vor allem das des Ellerwaldes, nach einem ganz bestimmten Plane besiedelt wurde. Die Aufteilung spiegelt genau das Stadtbild der Altstadt von Elbing wider. Fünf Hauptstraßen gibt es in der Altstadt. Hier laufen fünf Wege von Osten nach Westen, die Triften genannt werden. Was in Elbing der alte Markt ist, der jene fünf Hauptstraßen schneidet, das ist im Ellerwald die Quertrift von Süden nach Norden. Der zweite Grund ist der, daß das Siedlungsgebiet dicht vor den Toren von Elbing lag und auf der direkten Verkehrslinie zu der Rogat und weiter in das Gebiet des großen Marienburger Werders hinein, wo sich ehemals bedeutender Besitz der Stadt Elbing befand. Die Berührung mit städtischem Leben und die Beeinflussung mit städtischer Kultur waren groß und fanden ihren Ausdruck im Landschaftsbild. Der dritte Grund ist der, daß zur Besiedlung dieses Gebietes Menichen in die Landschaft

kamen, die Generationen hindurch die Urbarmachung von Moor und Sumpf als ihre Lebensaufgabe empfunden hatten, es waren die fleißigen holländischen Mennoniten. Abgesehen von Kraffohlsdorf, das ein typisches, auf einer Seite bebautes Straßendorf längs des Deiches ist, bei dem die Gebäude dicht beisammen stehen, liegen die Gehöfte der andern Dörfer weit auseinandergezogen oder in Streulage. Die fünf Triften der Gemarkung Ellerwald sind nacheinander 5,7 Kilometer; 8 Kilometer; 7,9 Kilometer; 7 Kilometer und 6 Kilometer lang. Auf beiden Seiten der Straßen stehen in großen Abständen die einzelnen Gehöfte. Die hinter der Hofanlage befindlichen Feldstücke sind durch Gräben mit einseitigen oder doppelseitigen Weidenbaumreihen getrennt. Wenn man diese Einteilung auf einer Karte betrachtet, so erkennt man ein Flächenstück, das wie eine riesige Schrebergartenanlage durch eine Anzahl von Strichen (Abwässerungsgräben) aufgeteilt ist. Zwischen den Gehöften und der Landstraße befindet sich gewöhnlich noch ein mehr oder weniger breiter Wassergraben, der von kleinen Brücken überquert wird. Zu ihm ziehen sich von den Hoffstellen die Obst- und Blumengärten. Manchmal schließt eine Hecke den Garten gegen den Graben ab, manchmal spiegeln sich die bunten Blumen der Beete unmittelbar in seinem braunen Wasser. Die Gehöfte liegen gewöhnlich auf einer kleinen Erhöhung. Man nennt diese in dem Marschgebiet der Nordsee Warften oder Wurtten. Es ist eine künstliche Erhöhung für die Hoffstelle, um vor dem Hochwasser sicherer zu sein. Die mennonitischen Einwanderer haben diese Bauart aus ihrer Heimat mitgebracht. Bei den Gehöften kann man verschiedene Typen unterscheiden. Bald folgen Wohnhaus, Stall und Scheune in gerader Linie unter einem gemeinsamen Dach parallel zur Landstraße oder senkrecht zu ihr, es ist das sogenannte Langhaus; bald ist die Scheune im rechten Winkel mit dem Stall verbunden, es sind die Winkelhöfe, oder es trägt in neuerer Zeit die Hofanlage Wohnhaus, Stall und Scheune als Einzelgebäude. Holz wiegt als Baumaterial noch bei weitem vor, und vielfach haben die Gebäude Stroh- oder Rohrdächer. Die Landstraßen sind gut, ja, die Straße der dritten Trift, die zur Zollübergangsstelle, Einlage (Danziger Freistaat) führt, ist sogar asphaltiert. Alle Gewerbe sind in den Dörfern vertreten. Die Gasthöfe sind gut ausgebaut. Molkereien nehmen die großen Milchmengen zur Verarbeitung an, oder große Lieferwagen befördern sie zur Stadt. Die Landstraßen sind stets belebt, nicht nur von Last- und Personenwagen, sondern auch von Autos aller Art und von Radfahrern und Fußgängern. Mit einem Wort: man hat in diesem Teil der Niederung den Eindruck, daß das Kulturbild einen Abschluß seiner Entwicklung erreicht hat und daß das städtische Leben Elbings seine Ausstrahlung hier bereits bemerkbar macht.

Das gleiche Kulturbild zeigt die auf unserer Karte mit senkrechter Schraffur versehene Fläche südlich der alten ordenszeitlichen Dammstraße von Elbing nach Marienburg. Ihre Kultivierung bot noch mehr Schwierigkeiten als die des Ellerwaldes. In der Handfeste des Dorfes Thiergart von 1350 wird zum Ausdruck gebracht, daß der Drausensee bis an die Dorfgrenze reichte. Die Vorstellung wird allerdings so sein, daß damit nicht die offene Wasserfläche des Sees gemeint ist, sondern seine Strauch- und Schilfkampfenflächen oder bei besonderem Hochwasserstande das Stauwasser. Das eine ist aber klar, daß diese Landschaft in vieler Beziehung mit dem Gebiet der ursprünglichen Rogathaffkampe zu vergleichen war. Sie wurde nicht nur von dem wechselnden Stande des Drausensees beherrscht, dessen Spiegel bei nördlichen Winden stark ansteigen konnte (heute geschieht das auch noch), sondern auch von der Wasserführung der Flüsse, die von der südlich angrenzenden Höhe ihren Weg zum Drausensee nahmen, von der Sorge, der Bralau und der Thiene. Als drittes Gefahrenmoment kam hinzu, daß bei Ueberschwemmungen und Dammbrüchen an der Rogat verheerende Wasserfluten bis zum Drausensee ihren Weg nahmen. So ist es zu erklären, daß hier die Kultivierung schwieriger war und auch einige Jahrzehnte später als im Ellerwaldgebiet einsetzte. Um die Anlage dauernder menschlicher Wohnplätze zu ermöglichen, war es zunächst notwendig, einen Schutzdamm gegen den Drausensee zu schaffen. Diese außerordentliche Kulturarbeit wurde von 1566 bis 1584 geleistet und wenn wir hören, daß 1584 eine Anzahl Holländer (Mennoniten) Landbesitz in diesen Gebieten zugewiesen erhielten, so gehen wir nicht fehl mit der Annahme, daß das Bauen des Deiches und das Werden des heutigen Kulturbildes wieder diesen Menschen zum



Landschaftsbild in der Gegend von Markushof. Den gleichen Eindruck hat man in der Gemarkung Ellerwald

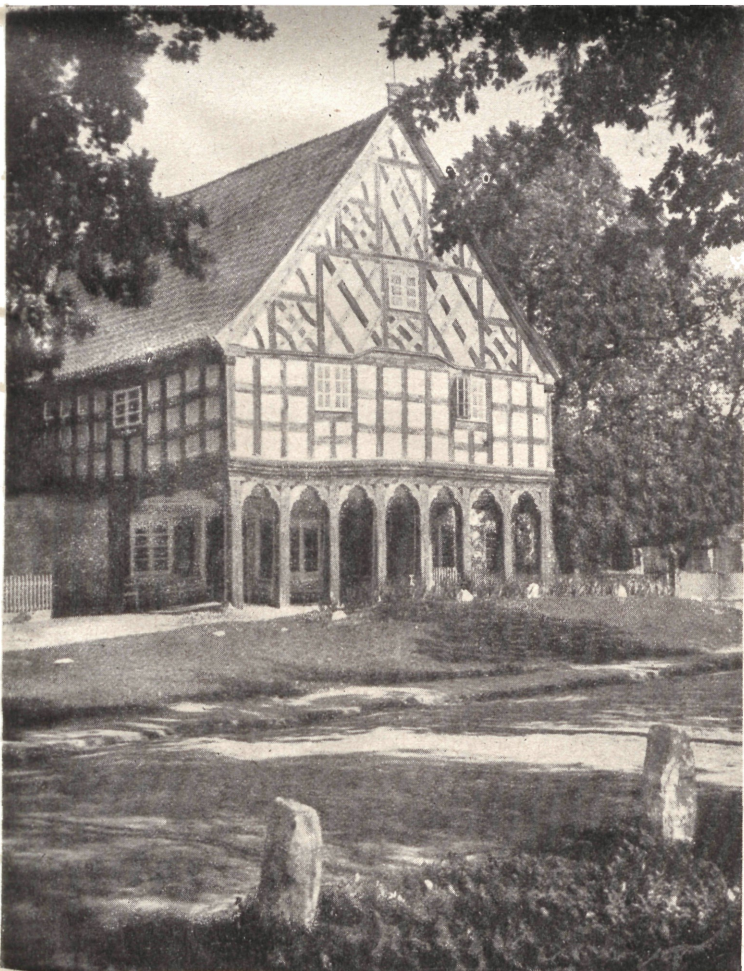
Foto: Dr. Hürtig

großen Teile zuzuschreiben sind. Im 17. Jahrhundert bestanden die Gemarkungen und Dörfer Kerbswalde, Kerbshorst, Eichenhorst, Wengelst, Markushof, Augustwalde, Kampenau u. a. m. mit ihren Streusiedlungen oder weitläufigen Reihensiedlungen beiderseits einer festen Landstraße wie im Gebiet des Ellerwaldes. Das Kartenbild dieser Gegend weist eine gleiche engmaschige Landaufteilung auf, wie nördlich der Elbing-Marienburg-Chauffee. Es entstanden auch hier dieselben Hofanlagen und Gehöftformen, und in unserer Zeit wurden die guten Kunststraßen durch die Landschaft gelegt, die auf beiden Seiten von Obstbäumen bestanden sind. Auch dieser Teil der Niederung war verkehrsgeographisch von hohem Wert, bot er doch die direkte Verbindung von Elbing zu der südlichen Höhe und weiter nach den alten Ordenssitzen Christburg und Riesenburg. Infolge dieser Verkehrsbedeutung ist noch ein besonderer Zug in dem Kulturbild dieser Landschaft, im Gegensatz zu dem Ellerwald, hervorzuheben, das sind die Eisenbahnstrecken. Im Norden schneidet die Hauptbahnlinie Elbing-Marienburg die Landschaft, und von Norden nach Süden läuft die Strecke nach Miswalde. Die hohen Eisenbahndämme, die geraden Schienenwege, die zahlreichen Eisenbahnbrücken über die vielen Wasserläufe geben dem Landschaftsbild eine weitere besondere Note. Auch hier ist das Ziel eines kulturellen Entwicklungsganges erreicht, auch hier bietet die Landschaft ein geschlossenes harmonisches Kulturbild. Eine Ausnahme bildet nur noch das Land außerhalb des Drausenseeteiches, wo der Werdegang eines Siedlungsgebietes sich erst allmählich vollzieht.

Nun bleibt nur noch die auf unserer Karte mit schräger Schraffur versehene Fläche westlich zur Rogat hin zu behandeln. Hier liegt der höchste Teil der Niederung. Hier waren von Natur aus schon frühzeitig die Bedingungen zur Besiedlung geschaffen. Es lag dieser Landschaftsteil auch im unmittelbaren Bereich des einstigen Hauptstüzes des Ordens, der Marienburg. Gefahren konnten für diese Landschaft nur durch die Ueberschwemmungen der Rogat entstehen, und diese versuchte man frühzeitig durch den Bau von starken Dämmen zu verhindern. Allerdings war der Erfolg nicht immer gegeben. Die Geschichte berichtet von verheeren-

den Wassereinbrüchen. Aber der Mensch wurde im Kampf mit der Natur nicht müde. So sind die Dörfer, die hier gegründet wurden, schon alle im 14. Jahrhundert als Ordensdörfer entstanden und haben dauernden Bestand gehabt. Hier konnte schon frühzeitig der Ackerbau einsehen. Wir finden auch keine einzelnen Straßendörfer oder weit ausgedehnte Dorfgemarkungen wie Ellerwald oder Kampenau, sondern eng zusammengeschlossene Ordensdörfer. In diesen Siedlungen standen die Häuser nicht auf Werten, dazu war kein Anlaß vorhanden, auch fehlten bei ihrer Begründung die Mennoniten. Andere Kolonisten aus anderen Teilen des Reiches waren hier die ersten Kulturpioniere. Ein Hausbau ist für diesen Niederungsteil charakteristisch, das Borlaubenhaus. Als hervorragendster Vertreter dieser Bauform steht eins in Pr.-Königsdorf und das andere in Stalle. Jedesmal, wenn man diese Bauwerke sieht, packt einen ein ehrfurchtsvolles Staunen. Eine gewaltige Wucht liegt in diesem Bau, er ist ein unvergleichliches Beispiel für eine Baukunst, die niemals von den ländlichen Bauwerken der heutigen Zeit erreicht wird. Die Leute, die diese Bauten aufrichteten, knappten noch nicht mit dem Baumaterial und der Bauzeit. Ein Bauwerk dieser Art stellt den Reichtum des Besitzers, die tiefe Verwurzelung des Bauern mit der Scholle, den Sinn für Formschönheit und Farbe und die Höhe des Kulturbildes einer Landschaft dar. Einfach und doch vielseitig und kunstvollendet ist der Fachwerkbau des Giebels und der Vorlaube. Die Wetterfahne mit dem Hauszeichen krönt den Dachfirst der Vorlaube und soviel „Säulen“, wie das Besitztum einst Hufen hatte, stützen diesen vorgeschobenen Hausteil. Doch nicht nur die Größe des Besitzes sollte durch die Zahl der „Säulen“ gekennzeichnet werden, sie waren aus rein zweckdienlichen Gründen notwendig. Die Vorlaube entkalkt den Kornboden. Je größer der Besitz, um so größer mußte der Kornboden sein, und je größer der Kornboden, um so größer die Getreidemenge, die dort lagerte, und um so größer die Zahl der Stützen, die diese Last zu tragen hatten. Unvergesslich wird mir der Besuch des Innern des Hauses von Pr.-Königsdorf sein. Durch eine schön verzierte Haustür, an der der „Klopfer“ noch treu seine Dienste tut, gelangt man in eine zweigeschossige Diele. Sie nimmt einen großen Teil des Bauwerkes ein. Im Erdgeschoß liegen die Wohnräume, unter denen es ein Zimmer mit der Fläche acht mal 9 Meter gibt. Alte Truhen, Schränke und Möbel zeugen von dem Sinn des Besitzers für alte Volkskunst. Im ersten Stock liegen die Schlafräume und beginnen die Kornböden der Vorlaube. Das Getreide war gerade gedroschen, und die goldgelben Körner der verschiedenen Getreidearten waren zu langen, hohen Bergen auf den weiten Bodenflächen aufgehäuft. Man sah es dem mich fühlenden Besitzer an, daß Stolz aus seinen Augen bei diesem Anblick sprach. Hier lag der Lohn seines Schaffens, den ihm eine Scholle gegeben hatte. — Wie schon die Borlaubenhäuser durch die Zahl der „Säulen“ kennzeichnen, ist hier die Größe des Besitzes bedeutender als in den übrigen eben besprochenen Teilen der Niederung. Ein Besitztum von 100 Morgen ist dort schon viel. Auf diesem alten Bauernland, das eine beinahe 600jährige Kulturzeit hinter sich hat, kommen Flächen bis zu 500 Morgen vor. Die Zuckerrübe wird hier in großen Mengen angebaut, und die Schornsteine und Fabrikanlagen von Altfelde bekunden, daß mitten in diesem Anbaugelände auch die Verarbeitung dieser Bodenerfrucht vorgenommen werden kann.

Mit der Schilderung dieses Landschaftsteiles ist unsere Darstellung nur scheinbar erledigt. Wenn die Niederung in ihrer Gesamtheit erfasst werden soll, gehört auch die „Stadtlandschaft“ von Elbing mit in den Rahmen hinein. Die Türme und hohen Schornsteine dieser Stadt, der alte Stadtkern und die neuen „Vorstädte“, die sich ostwärts und nordwärts ausdehnen, in ihrer Richtung durch den Naturraum zwischen Höhe, Drausensee und Elbingfluß bedingt, können nicht aus dem Gesamteindruck der Niederung fortgedacht werden. Diese „Stadtlandschaft“ ist der älteste Siedlungssteil der ganzen Niederung überhaupt. Hier hat der Mensch in ganz früher Zeit zum erstenmal begonnen, das Landschaftsbild in seinem Sinne zu formen. Hier erwuchs das alte Truso, und in demselben Raume baute der Orden seine Burg und legten lübbische Kaufleute die Stadt an. Der Naturraum war für das Entstehen und die Entwicklung eines Gemeinwesens auch überaus günstig. Wer diesen Siedlungsraum besaß, beherrschte die Elbing-Rogat-Niederung und das westliche Frische Haff und hatte den Ausgangspunkt und die Kontrolle von zwei wichtigen



Borlaubenhaus in Pr. Königsdorf

Foto: Dr. Durtig

Straßen in seiner Hand, von denen die eine am Nordabhang und die andere am Südbang der Höhe entlang ging. Auf den heutigen Stadtraum von Elbing mußte der Orden naturnotwendig treffen, wenn er bei der Eroberung des Preußenlandes zunächst die Küstenlinie fest in seine Hand bringen wollte. Die kürzeste Verbindung von den Weichsel-Rogat Höhen zu den Elbinger Höhen traf das Gebiet des heutigen Stadtbildes unmittelbar. Elbing stellte gleichsam den östlichen „Brückenkopf“ beim Uebergang des Ordens aus dem Weichsel-Rogatgebiet in das Frische-Haff-Gebiet dar. Die Natur hatte auch für die notwendigen Straßen zu diesem Brückenkopf geforgt. Es war einmal die Alte Rogat, die bei dem heutigen Hafendorf-Nobach einst ihren Lauf zum Elbingerfluß nahm, und zum andern boten naturgegebene Verhältnisse in der Niederung die Möglichkeiten der Anlage einer festen Straße. Diese ging, wie schon bereits gesagt, von Marienburg an der Rogat entlang bis Klementföhre und von dort über Fichthorst, im Zuge der heutigen Chaussee bis nach Elbing. Warum dieser Weg? Einmal boten die unmittelbaren Ufer der Rogat, wie es bei allen Strömen der Fall ist, ein höheres Gelände als die weiter landeinwärts folgenden Niederungsteile, bei Fichthorst befand sich eine sandige Diluvialinsel im Niederungsgebiet, die stets hochwasserfrei war, und von dort war der Weg auf der Wasserscheide zwischen der Alten Rogat und den Drausensee-zuflüssen ebenfalls von Natur aus höher gelegen als nordwärts oder südwärts. So folgte die alte Straße einer von Natur vorzeichneten Linie und endete im Elbinger Raum. Als Folge all dieser Naturgunst konnte sich Elbing schnell entwickeln und griff bald über das eigentliche Stadtgebiet hinaus, d. h. die Kolonisierung der Niederung begann. So ist die Stadtlandschaft Elbing gleichsam das Zentrum, das in immerwährendem Ablauf, bis in die heutige Zeit, von sich aus die Menschen und das Material hergab oder herbeischaffte, um die Naturlandschaft der Niederung zur Kulturlandschaft werden zu lassen, mit Ausnahme der auf unserer Karte schräg schraffierten Niederungsfläche um Altfelde. Diese Bedeutung der Stadt für die Entwicklung des Kulturbildes der Niederung muß man ganz besonders hervorheben.

Welche Züge trägt nun das Kulturbild der Stadtlandschaft selbst? Man kann dabei eine zweifache Gliederung erkennen. Das Bild der Altstadt mit seinen hohen Giebelhäusern und alten Beischlägen, mit seinen engen Gassen und alten Straßennamen, mit St.-Marien und dem Markttor trägt noch den Geist der Ordenszeit und jener Nachkommen der litauischen Kaufleute, die mit starker Hand und zielstrebigem Blick die Entwicklung des Gemeinwesens leiteten. Außerhalb der Altstadt stehen Fabrikschornsteine, Montagehallen, Werkgebäude, Werkstanlagen und hohe Kräne und Leitungsmaste und das Klappern der Hämmer, das Zischen des Dampfes, das Funkensprühen beim Stahlguß, das Kreischen der

Sägen und das Summen der Generatoren erfüllen die Räume. Wer ist hier mächtiger, der Mensch oder die Maschine? Man weiß es manchmal nicht. Und doch hat menschlicher Geist alle diese Anlagen geschaffen, hält sie in Betrieb und baut sie weiter aus. Gegenüber dem größten Industrieunternehmen steht das schlichte Denkmal von Ferdinand Schichau. Wenn man von der industriellen Entwicklung der Elbinger Stadtlandschaft spricht, so soll dieser Name an erster Stelle stehen. Was Krupp für die Entwicklung der Ruhrlandschaft, Abbé und Zeiß für Jena und Siemens und Borsig für die Industriellandschaft um Berlin bedeuten, das ist Schichau für Elbing. Der Geist und die Tatkraft großer Männer formen das Bild einer Landschaft und machen sie zum Ausdruck ihres Willens und Könnens.

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, daß wir in der Elbing-Rogat-Niederung ein ganz besonders gutes Beispiel haben, die gewaltige Arbeit des Menschen in einem Naturraum unserer Heimat zu erkennen. Das ist ein Gesichtspunkt, der bei allen geographischen Betrachtungen heute an erster Stelle stehen muß. Von dem Werden und dem Schicksal einer Landschaft zu wissen, nicht in vielen, oft allzu kleinlichen Einzelheiten, sondern in einer großen Zusammenschau, erweckt Heimatliebe und Achtung vor dem Können vergangener und gegenwärtiger Geschlechter. Wer die Elbing-Rogat-Niederung zwischen dem Blickfeld der Steinorter Berge und den südlich ansteigenden Höhen von Posilge, wo der Bismarkturm und die Hartwichsbuche weit in das Land blicken, einmal von dem Gesichtspunkt einer großen Kulturtat des Menschen in Vergangenheit und Gegenwart durchwandert hat, dem wird sie zu einem inhaltvollen Begriff werden. Es gibt in vielen Teilen unserer Heimat ähnliche Gebiete. Sie soll man herausfinden und in dem Unterricht zur Verwendung bringen. Am Anfang steht aber immer die eigene Arbeit und oft mühevolleres Wandern und Suchen. Der Erfolg wird aber nicht ausbleiben. Die Elbing-Rogat-Niederung gelte als Beispiel.

#### Benutzte Literatur:

1. Bertram La Baume, Klöppel: Das Weichsel-Rogat-Delta, herausgegeben vom Westpr. Geschichtsverein, Danzig, 1924.
2. Kerstan: Die Geschichte des Landkreises Elbing, Elbing 1925.
3. Doeppen: Beiträge zur Geschichte des Weichseldeltas, Danzig 1894.
4. Das Material über die Kultivierung der Rogathaffkampen wurde mir bereitwilligst von Herrn Vermessungsrat Müller vom Kulturamt Elbing zur Verfügung gestellt.

## Aus dem Fischerleben der deutschen Nordostmark

Nach einem in der Gesellschaft „Prussia“ gehaltenen Vortrag von Professor Dr. Karl Wenzel-Königsberg Br.

Seit Justus Möser, Ernst Moritz Arndt und Wilhelm Heinrich Riehl wissen wir, daß „das Leben des Volkes erst erforscht werden muß, damit deutlich werden kann, was ihm gut tut“. Noch immer aber wendet sich „Volksforschung“ häufig nur der Vergangenheit, den seltsam und fremd in die Gegenwart ragenden Zeugnissen halb oder ganz versunkener Zustände, kurz allen möglichen „Kuriositäten“, Museumschätzen und Archivstücken zu und versäumt darüber, das lebendige Heute zu befragen, das Volksleben der Gegenwart selbst zum Gegenstand seiner Bemühungen zu machen und in treuen Schilderungen vor uns hinzustellen. Wir begegnen u. a. volkskundlichen Darlegungen, die überschrieben sind: „Das Holz“, „Die Töpferei“, „Glas“, „Eisen und andere Metalle“, „Volkskundliche Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande“, „Fischerneße“ usw. usw., wo Titel, wie die folgenden, die Richtung weisen sollten: „Die Tischler, Drechsler, Wagenbauer und andere Holzbearbeiter“, „Die Töpfer“, „Die Glasbläser“, „Die Schmiede“ usw. Um das Leben und Schaffen, Denken und Fühlen, Glauben und Hoffen dieser u. a. Volksgruppen darzustellen, genügt es nicht, in die Museen zu gehen und die schönsten und beachtlichsten Stücke der Schränke, Tische, Wiegen, Mangelbretter, Kränze und dergl. zu photographieren, zu registrieren, zu rubrizieren. Da

muß der Forscher ins Volk selbst hineinhorchen, sein Leben und seine Mühe teilen, wie es Eugen Weiß mit dem Volk der Zimmerleute oder Steinmetzen getan hat, sich Schritt um Schritt sein Vertrauen gewinnen und — wenigstens bescheidenen — Anteil an seinem Leben und Wähnen, Glauben und Brauchen erwerben. — Es ist gewiß ein törichtes Wort, das kürzlich gesprochen wurde, mit dem Erscheinen ihrer Hand- und Sachwörterbücher habe sich die deutsche Volkskunde selbst zu den Akten gelegt. Aber liegt nicht doch die Gefahr nahe, daß sich der mit historischem und musealem Wissen Abgespeiste enttäuscht von unserer Wissenschaft abwendet, wenn er Aufschluß über das heutige Volksleben und seine Formen und Gesetze sucht und in manchem dickleibigen Wälzer nichts findet, was der Gegenwart und ihren brennenden Fragen nahe ist? Gewiß haben auch die Museen hohe Daseinsberechtigung; sie und die wertvollen Handbücher leisten dem Volkskundler unerlässliche Dienste. Und überall da, wo die Menschen in ihren Gräbern ruhen, wo, wie in der Ur- und Frühgeschichte, als Zeugen ihres lange abgeschlossenen Daseins und ihrer Lebensformen nur Werkzeuge, Geräte, Waffen, Schmuckstücke, Haus- und Gewandreste und ähnliches vorhanden sind, müssen und können die betreffenden Wissenschaftler allein an der Hand dieser Vorzeitmaler ihre

Forschungen treiben. Könnten sie aber die flutende Fülle jenes versunkenen Lebens, Schaffens, Liebens, Leidens, Sehnsens in voller Unmittelbarkeit miterleben. — Welch eine Offenbarung wäre ihnen das! Und nun umrauscht uns die Flut des Gegenwartslebens, es ist uns in der eigenen Heimat oft so unbekannt wie jenes der Stein- oder Bronzezeitmenschen — und doch wenden wir uns den aus ihren lebendigen Beziehungen gelösten, von ihren Schöpfern und Berwertern, ihren Gebrauchern getrennten Gegenständen eher zu als dem Leben unserer schaffenden Volksgenossen selbst! Muß nicht jeder, der das Buch von Eugen Weiß „Die Entdeckung des Volkes der Zimmerleute“ liest, zugeben, ja, von alle dem habe ich nichts gewußt, ja, nicht einmal geahnt? . . .

Bei dem Beispiel freilich, das uns heute beschäftigen soll, dem Fischer unserer Heimat, liegt es nicht so wie beim „zünftigen“ Zimmermann, dem der Städter befremdet nachschaut, wenn ihm seine merkwürdige Gestalt begegnet. Seitdem das Erholungsbedürfnis den schollendfremd gewordenen Menschen in seiner Freizeit aus der Steinwüste der Stadt zur Natur zurücktreibt, gibt es kaum jemand mehr, der nicht mit voller Anteilnahme dem Fischer bei seiner Arbeit zusehnd und mit ihm Rede und Gegenrede gewechselt hat. Mancher ist sogar Wohnungsgast eines Fischerhauses gewesen. Und doch: wie wenig weiß und versteht der Städter von dem in gewisser Beziehung dem Bauerndasein verwandten Fischerleben mit seiner starken Gebundenheit und Abhängigkeit von Natur und Jahreslauf, von diesem an mühsamer Arbeit überreichen, ständig von Tod und Gefahr umlauerten Dasein in Wind und Wetter, das seinen Mann doch nur kärglich nährt! Wer ahnt auch nur, wieviel Wissen, Können, Werkzeug und Gerät mannigfachster Art zur Ausübung dieses Berufes gehört, wer weiß etwas von der außerordentlichen Fülle von Wörtern und Ausdrücken, die wohl im Fischerdasein, aber keineswegs in unserem Leben eine Rolle spielen und uns deshalb zuweilen so fremd anmuten, als wären es chinesische Pokabeln, — und doch handelt es sich bei ihnen um bestens germanisches Sprachgut!

Rund 30 000 Deutsche verdienen als Fischer ihr Brot, und ein nicht unbeträchtlicher Teil davon sind unsere Landsleute. Sie sind Ostsee- oder Binnenfischer, und Staat und Wissenschaft (Hydrobiologie) fördern und betreuen ihre für unsere Volksernährung so wichtige Arbeit, deren wirtschaftliche Seite auch im Fischereifachschristtum gebührend Beachtung findet. — Aber Darstellungen, die eine wirkliche Volkskunde der Fischer, eine tiefbringende verstehende Darlegung ihres Lebens, ihrer geistig-seelischen Art und ihrer mitmenschlichen Beziehungen bieten, gibt es noch kaum. Hinrich Wiedes feinfühlig volkswundliche Ausführungen über seine Finkenwärdler Landsleute sind eine Ausnahme. Beiträge zur Fischer-Volkswunde der deutschen Nordostmark lieferten bisher nur Otto Müller-Brösen und Walter Miksa-Marburg. Während sich dieser den Netzen und Booten unserer Heimat zuwandte, gab der zuerst Genannte 1926 ein schmales Heft „Uns' Fischerslied“ (Heimatblätter des deutschen Heimatbundes Danzig, III, 2). Das hübsche Büchlein bietet eine prächtige Darstellung der Danziger Fischersprache, indem es an die trefflich geschilderte „veermaal aedreichte“ Handwerkerschaft des Fischers, an seine Tätigkeit als Netzknipper, Reepfchläger, Seelmacher, Rohnbauer, anknüpft. Darüber hinaus aber gibt auch Müller nur gelegentliche Ausblicke und Andeutungen.

Seit 1931 haben mehrere meiner Schüler in Elbina unter meiner Leitung versucht, Darstellungen ostpreussischen Fischerlebens zu schaffen und das von ihnen Erarbeitete durch Lichtbilder und Skizzen zu veranschaulichen. Ein hübscher Zufall fügte es, daß die erste dieser Untersuchungen den Sohn eines verstorbenen Fischers selbst zum Verfasser hat. M. Lange aus Bohnsack schrieb eine tüchtige Arbeit über die Fischer seines Heimatdorfes. Im Vorwort dazu betont er, daß er mit Ausnahme der beiden Elbinger Studienjahre immer in seinem Heimatdorf gewohnt habe. „Der tägliche Umgang mit den Fischern von Saund an machte mich vertraut mit ihrem Fühlen und Denken, ließ mich Anteil nehmen an ihrer Freude und ihrem Leid. Ich lernte ihre Arbeit kennen und schätzen, ließ mich über dieses und jenes von ihnen aufklären und verbot mich im Fischen.“ — In wohnsackiger Beobachtung, in Gesprächen, die er mit den Fischern selbst, mit dem Gemeindevorsteher, dem Pfarrer und den Lehrern führte und nach Mündlichkeit sofort aufzeichnete, hat Lange vieles über die Fischer erfahren, was, wie er selbst sagt, ihm solange entgangen war. „Ueberrascht hatte ich die feste Ueberzeugung, daß die Fischer

mir auch wirklich sagten, was sie dachten, mußte ich ihnen doch oft versprechen, nur nicht weiterzuerzählen, was sie mir anvertraut hatten.“

Die Arbeit Langes ist Vorbild und Anregung für andere Arbeiten geworden. Ich nenne: M. Luchel: Die Fischerfrauen in Kehlen, Kreis Angerburg, 1932. — Dieselbe: Die Fischer meines Heimatdorfes Kehlen, Kreis Angerburg, 1933. — S. Winokowski: Die Fischer von Labagienen, Kreis Labiau, 1933. — E. Mendrzyki: Das masurische Dorf Lajß im Kreise Neidenburg, 1933. — L. M. Termöhlen: Volkswundliches aus dem Fischerdorf Narmeln auf der Frischen Nehrung, 1933/34. — L. Loh: Die Fischer von Kahlberg auf der Frischen Nehrung, 1933/34.

Es sind durchaus nicht alle wichtigen Fischerdörfer in diesen Arbeiten erfaßt; sie sind auch nicht alle gleichwertig, und das volkswundlich Wichtige ist in ihnen nicht lückenlos dargestellt. Doch dürfte das Erarbeitete genügen, um darauf den ersten Versuch einer Darlegung heimatlichen Fischerlebens aufzubauen. Im Rahmen dieses Vortrages freilich kann nur einiges herausgegriffen werden, vornehmlich das, was nicht in den Handbüchern der Fischerei zu finden ist. Es soll von der Stellung der Fischer in ihrem Beruf ausgegangen, einiges über die Fülle dessen, was sie wissen und können müssen, gesagt und an Beispielen aus ihrem Arbeitsleben verdeutlicht werden. Kurz Ausführungen über das Arbeitsleben der Fischerfrauen, über Fischerglauben und Fischerbrauch, über ihr Gemeinschaftsleben und ihr Verhältnis zum Staat sollen den Abschluß bilden.

Die Statistik unterscheidet Berufsfischer, Anteilfischer und Gehilfen, dazu Nebenfischer und Gelegenheitsfischer. Den zuletzt genannten Begriff brauche ich nicht zu erläutern; ich erwähne jedoch, daß auch über die Gelegenheitsfischer volkswundliche Studien möglich und erwünscht sind. Ein erster Versuch liegt in der von mir angeregten Arbeit N. Schroeders vor: „Die Angler von Angerburg“. — Nebenfischer ist, wer seinen Lebensunterhalt überwiegend aus einem anderen Erwerb bezieht, aber auf die Fischerei als Nebenberuf angewiesen ist. Als Berufsfischer zählt, wer seinen Lebensunterhalt zur Hauptsache aus den Erträgen seiner Fischerei deckt und diese selbstständig ausübt. Anteilfischer ist, wer den Fischfang mit einem selbstständigen Fischer zusammen ausübt, einen Anteil am Fahrzeug oder an den Netzen hat und von der Ausbeute seiner Arbeit einen bestimmten Teil beanspruchen darf. Zu den Gehilfen rechnet, wer nicht selbstständig, sondern gegen Entlohnung für andere fischt. Zeitweilige selbstständige Ausübung des Fischfanges, z. B. im Winter, bleibt dabei unberücksichtigt. Das Dorf Labagienen am Kurischen Haff hatte — um ein Beispiel zu geben — 1933 in 53 Großfischfangbetrieben und 25 Kleinfischfangbetrieben 70 Berufsfischer, 37 Anteilfischer und 18 Gehilfen. Es ist ein typisches Fischerdorf, ebenso wie Narmeln und Bohnsack, doch mit dem Unterschied, daß in Bohnsack bereits — wie früher in Kahlberg — seit einigen Jahren der „Einbruch“ der fremden Bodengäste in Fischerhaus und Fischerleben erfolgt ist. Labagienen aber derartiges noch nicht kennt. Kehlen und Lajß sind Bauern- und Fischerdörfer.

Der Fischerberuf erfordert den Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Man muß zum Fischer geboren sein, wie man zum rechten Bauerndasein die Eignung von den Vätern her im Blute haben muß. Viele der befragten Fischer selbst halten ihren Beruf für kümmerlich, da er ihnen zuweilen noch nicht einmal das Sattessen gestattet. Alle sind davon überzeugt, daß er zu den schwersten und gefährlichsten Berufen gehört. Und doch wollen die „geborenen Fischer“ ihn mit keinem anderen vertauschen. Sie betonen als Hauptvorteil ihre Freiheit und Selbstständigkeit genau so, wie es die Finkenwärdler bei Hamburg tun: „Ich bliew Fischersmann; ich will nich vor jeden Hans und Franz de Miß annehmen“. Den Arbeiter, der sich „kommandieren“ lassen muß, dem „die genaue Uhrzeit“ für seine Arbeit vorgeschrieben wird, beneiden sie nicht, auch wenn sein Verdienst gesicherter, sein Leben mühseliger und weniger gefährdet ist. Statt ein eintöniges Fabrikarbeiterdasein zu führen, wollen sie „aul lewa eenmaal heistakopp no Land kome, auls emma en de Fabrick engepourt senne.“ Als ein Bohnsacker Fischer einige Tage beim Hafenamnt gearbeitet hatte, sagte er: „Fru, do met mi, waut du wellst, eck go nich mehr oarbiede; lewa häng eck mi op!“ — Natürlich gibt es auch Fischer, die nicht von Vätern und Großvätern her mit dem Hang zum Fischen „belastet“ sind, denen nichts abginge, auch wenn ihnen die Gelegen-

heit genommen würde, sich immer wieder in Sturm und Wellen heldisch zu bewähren, mit dem Leben gleichsam zu spielen und zu wähen, daß gerade sie berufen wären, die Naturgewalten zu meistern. Sie sind eben nicht „geborene“ Fischer. Wenn die sie sich verleiten lassen, wie aus Labagienen berichtet wird, im rheinisch-westfälischen Industriebezirk ihr Glück zu suchen und es dort selbst zu Hab und Gut bringen, dann kommt es doch immer wieder vor, daß sie nach Jahr und Tag in ihrem Heimatdorfe erscheinen und erklären: „Ick kann ohne Woater nich lewe.“

Der Kahlberger Fischer sagt voller Stolz: „Jeder Fisch braucht sein eigenes Netz“. Was das bedeutet, mag eine bloße Aufzählung der wichtigsten Fanggeräte zeigen, die der Bohnsacker Fischer verwendet, der in Ostsee und Weichsel fischt, ähnlich wie der Kahlberger und Karmeler Fischer in Ostsee und Haff. Er braucht Zugneße, stehende oder Treibneße, Nalßäcke und Reusen und Angeltaue. Zu den Zugneßen gehören bei ihm die „Wood“, d. i. das gewöhnliche Strand- oder Wadegarn, mit zwei „Siede“ (Flügeln) und der „Mäträh“ (Metrike, Sack), die wieder aus vier Teilen besteht, dem vorderen, mittleren, hinteren „Krauz“ (Krauz) und der „Stelp“ oder „Stilp“. Weiter: die „Kluing“, die ebenso wie die „Wood“ beschaffen, nur viel kleiner ist, da mit ihr meistens nur zwei Männer fischen im Gegensatz zum Wadegarn, das mindestens acht Mann handhaben müssen. Das „Goorde“ wieder ist viel größer als die „Wood“. Mit ihm, das von zwei „Partien“ zu je sechs Mann regiert wird, wird nach Lachsen in der See, mit „Wood“ und „Kluing“ in der Weichsel gefischt. — Die „Zeis“ wieder besteht aus einer „Mäträh“ mit zwei kleinen Flügeln und zwei langen Leinen, den „Leepern“, in die bis etwa 50 Faden vor der „Mäträh“ Stroh- oder Bastpuppen gebunden sind. Diese scheuchen beim „Zeisen“, das seine besondere Technik hat, die Flundern und und treiben sie in die Metrike. Die „Flingatraul“ (Flundertralle entspricht der „Zeis“, doch ist sie größer, das „Baßem“, d. i. das eigentliche Maschenetz, das Garn, ist bei ihr stärker, und die „Leeper“ sind länger und kräftiger. Das Traulen vom Kutter aus hat wieder eine andere Technik als das Zeisen vom Kahn aus. — Die „Breitlings-traul“ (Breitlingstralle) oder „Kurr“ wird ebenso wie die „Flingatraul“ verwandt, doch hat sie, ihrem Fisch entsprechend, andere Maschenweite und in der „Mäträh“ noch ein schräg nach hinten stehendes Stück Netz, den „Flabber“, und einen Schlik unten in der Metrike und oben an ihr ein kleines „Schärbratt“, damit „de Traul bim Traule de Schlunk god wiet opriete deit“. — Die stehenden oder Treibneße will ich nur nennen, ohne ihre Eigenart anzudeuten: die „Zärtenneße“, die „Giesterneße“, die „Plumpsneße“, die „stehenden Lachsneße“, „Treiblachsneße“, die „Breitlings“- und „Serinasmanzen“. — Auch bei den Nalßäcken und Reusen und den Angeltauen wäre manches zu sagen; ich verzichte darauf und nenne nur noch den „Krauschrobber“, den Krabbenschrobber, mit dem der Fischer die Garneelen zum Bestecken seiner Angeln vom Meeresboden zusammenschrobbt.

Zu der vielseitigen Handhabung der vielen Fanggeräte kommen die Künste des Ruderns und Segelns; das Achten auf Wind und Wetter, Wasserströmungen, Tiefen und Untiefen; die Kenntnis der Eigenarten der Fische, ihrer Züge und ihres nach Strömung, Wetter und Nahrung wechselnden Verhaltens; der Fischermarken, die angerudert oder angesegelt werden: die Arbeiten des Reepfchlagens, Sealmachens, zum Teil auch des Pauens oder Ausbesserns der Rähne und ihres vielfältigen Zubehörs, des Reketonens und Segeltränkens; am Kurischen Haff auch des Wimmel-schnitzens; überall des Netzeklarens und „Beetens“, d. h. des Ausbesserns, wozu der Fischer ständig Klarnadel, Garn und Messer in der Tasche trägt. Das Knüpfen ganzer Netze freilich besorgen heute in der Regel die Fabriken. — Auch das Tau-Anbinden, das heißt ein Seil durch Anknüpfen von Vorschüren, die mit Angeln versehen werden, in ein Fanggerät verwandeln, und das Bestecken der Angeln will vor Kind auf gelernt werden. Und jede Jahreszeit hat ihre Eigenarten wie jedes Gewässer. Sommer- und Winterfischerei sind verschiedene Dinge.

Im Anschluß an Langes Darstellung schildere ich „eine Reif Tau“, d. h. eine Fahrt mit dem Angeltau. Die Fischerei mit ihm ist die wenigst einträgliche, obgleich bei ihr nicht nur der Fischer und seine Familie, sondern oft auch noch „fremde“ Menschen mitarbeiten müssen. „Sunga-Angelse“ nennen die Bohnsacker Fischer

das Tau, weil sie mit ihm kaum den Lebensunterhalt fristen können.

Dem „Krauschrobber“ äwa de Schulla, dem Spontorf uingam Orm, zoße se äwa de grote Din', om Gru (Köder) tum „Bestäke“ zu besorgen. An der See prüfen sie, ob alles „Gescherr“ im Kahn ist: „Reemes on Dolla, Anka on Tau, Säijel on Schwiert“. Dann geht es auf die See hinaus, wo das Brett des auszuwerfenden Garneelenhamens den Meeresrand abstreifen und die sogenannten Krabben in den engmaschigen vom Weidenbügel gespannten Sack treiben soll. Diese Arbeit schon kann stundenlang dauern. Manchmal „licht de Kraub dicht fer de Schwal“ (Schwelle), manchmal müssen die Fischer auch ein gutes Stück „nach außen“ fahren. Bei günstigem Winde wird gefegelt und „geschrobbt“, bei stillem Wetter wird „ver de Reemes geschrobbt“. (Auf der Frischen Rehrung wird der Krabbenhamen noch vom Fischer, der im Lederkürsch in die See watet, gezogen.)

Zu Hause beginnt jetzt eine langweilige Arbeit: „Dat Bestäke“. Vierzig bis sechzig Hundert-Tau (an jedem „Hundert“ 100 Angeln!) müssen mit Ködern versehen werden. Einer „bestäkt“ auf der „Moll“, der Mulde, einem flachen rechteckigen Holzkasten, die anderen auf je einem „Plootisch“, „flachen Brett“. Die mit „Gru“ besteckten Angeln werden in eine Reihe nebeneinander gelegt. Der „Keep“, die Taulleine, muß für sich allein liegen. Um ein „Verhoake“ des Taus zu verhindern, wird zwischen die Angeln Reihen Sand gelegt, so daß die Angeln in Sand gebettet sind. Ist die Arbeit beendet, werden die „Plootische“ auf die Moll gelegt, das Ganze wird mit einem Sack umwickelt, und fort geht es damit „äwa de grote Din“ zum Strande.

Vom Wetter hängt es ab, ob, wie weit und wohin gefahren werden kann. Der Fischer prüft, ob „stöhnende Wind es“ (d. h., ob er ständig ist, dauernd aus der gleichen Richtung weht), oder ob „he loweere deit“, d. h., hin- und herspringt. Bestimmend für die Strecke und die Richtung der Fahrt sind die Witterung und der Standort der Flunder. Der Fischer muß erkunden, ob die Flunder in der „Rickeborgen Ran“ oder in der „Schlops-Ran“, ob in „Leeje Loch“ oder im „Ankaloch“ liegt, oder in welcher der Rinnen und Lächer sonst, die der Fischer alle kennt, weil sich die Flunder dort „haje deit“. Er muß ferner wissen, ob die Flunder am Rande der Rinnen und Lächer oder in ihnen liegt. Liegt sie „huäch op Schlupp“ (Blottgrund), dann fährt er „hecha rop“, d. h. weiter auf die See hinaus. Liegt sie „läch op Schlupp“, dann bleibt auch er „läja“.

Neulich hat er „en de Soaka-Ran aum Hoge Woold“ einen guten Fang gemacht. Der hohe Wald ist ein „Fäschermor“, ein Richtungspunkt des Fischers, wie er deren viele hat, damit er sich auf der See zurechtfinden kann. Eine scharfe Westbrise bringt ihn „op Ost do“. Der Bohnsacker Kirchturm wird klein und kleiner, verschwindet hinter Bäumen und Sträuchern, kommt aber immer wieder hervor. Mehr als eine Stunde dauert die Fahrt schon. „Eck glow, wi send to wiet“, heißt es, „de Koark (Kirche) dreiht auf äwa'm grote Soark (Sarg: eine Baumgruppe, die diese Form hat). „Wi motte owa noch hecha rop, noch sent wi nicht aum Hoge Woold.“

Die „Schot“ wird angezogen, und es geht „hecha rop“, bis die Danziger Marienkirche, „Paar“ genannt, hinter dem „Hoge Woold“ verschwunden ist. Sie sind „en de Soaka-Ran aume Hoge Woold“. Schnell wird gelotet, ob auch wirklich die Rinne selbst und nicht nur ihr Rand erreicht ist. Dann wird ein „Steeder“, eine Art Boje, mit einem „angezorrten“ Feldstein daran „über Bord“ geworfen, und das „Utwoarpe“ (Auswerfen) beginnt: „ver Säijel — „oda ver de Reemes“. Es dauert eine geraume Zeit, bis die 40—60 Hundert-Tau ausgeworfen sind. Ist die letzte Angel über Bord und der Steeder daran befestigt, wird zum ersten Steeder gefahren und nachgesehen, ob „dout Tau kol“ (auch „noaktig“) ist. Wenn ja, wird es „engebärt“. Die gefangenen Flundern werden „aufgeklautsch“ und in Eimer geworfen. Reißt das „Tau“, dann muß es mit dem „Tau-Siäker“ „aungestrickt“ werden. — Die Beute wird so schnell wie möglich nach Hause gefahren. Dort gibt es neue Arbeit: das „Mutschloane“, das Abschlagen der Flundern. Dabei gibt es oft „grote Drunzels“, die „utgepult“ werden müssen: eine lanaweilige Arbeit. Die beim Abschlagen verbogenen Angeln werden mit dem „Angelbiejer“ wieder in Ordnung gebracht. Alle Angeln müssen schließlich in die „Klow“ gesteckt werden, eine Holzgabel, die Platz für hundert Angeln bietet.

„Ene Keij' Tau es jemoakt. De Nutta kaun aul de Flingere verkepe fohre.“

Die zweite Arbeitshildering, die ich bieten will, führt auf das Wintereis des Kurischen Haffes. Den Stoff dazu verdanke ich H. Winkowsti.

„Ein Tag bei den Wintergarn = Fescha sch“ verläuft mit seiner Vorbereitung etwa so: „Jung, hoal mi moal toa hiede Dawend de Garndroagerisch tosamme. De Tied es doa, dat wi utlegge“; hat der Fischer seinem Sohn aufgetragen. „Loat se äwa Ahleslocht räwa foame, dat wi ons bespräke!“ In der Dämmerung finden sich zwei oder drei weitere Unternehmer mit ihren Leuten ein, so daß etwa 10 bis 12 Mann versammelt sind. „Seat moal, Kolleges, wa wi nich motte mött Garn anfange?“ — „Jawoll, eß docht all emma jedem Dag, dat et Tied es.“ — „Wat fehlt noch allet?“ — „Na, se alle Dinge Wesch“ (faustgroße Bündel von Tannen- (Fichten-) oder Kiefernzweigen oder Stroh. Sie werden an der Grundsimme des Netzes in Abstände von 1—2 Meter befestigt und verhindern das Aufschwimmen von weißem Schlick.) „Ot Roade (das sind etwa 25 oder gar 40—50 Meter lange Vorschiebestanden: zusammengebundene biegsame gespaltene Stangen, die die Zugleine unter Eis befördern und Ruten, plattdeutsch Roade, genannt werden) fähle“. — „God, hol wi ons denn toa Moandag loar, owa tiedig, soa dat wie öm sechs morgens foahre könne. Vargät nusch, on varliggt nich (verschläft nicht): — „Owa hefft ud all ena gesehne, wat Moandag regeert?“ (Der Fischer achtet auf die Zeichen des Tierkreises im Kalender. Ein Tag im Zeichen des Fisches gilt als besonders günstig. Krebs, Skorpion, Widder, Steinbock dagegen sind Unglückszeichen.) — „Fesch regeert.“ — „Noch eent, moakt owa meeglichst allet enne Stell, dat jenne (gemeint ist die Konkurrenz) nusch merke.“

Am Sonntagabend, wenn sonst alles im Dorfe schläft, wird von den Beteiligten das Fangzeug noch einmal durchgesehen. Keiner will haben, daß ein Fehlschlag etwa auf ihn zurückgeführt werden könne. — Montag früh, pünktlich vor sechs Uhr ist der ganze Trupp auf dem Eise versammelt. Vier mit Pferden bespannte Schlitten, die das Gerät tragen, warten auf die Abfahrt. „Es allet doa, hebb wi nusch vagäte?“ — „Nä!“ — „Nu owa, wo nehm wi toascht? Op e Schollin?“ — „Ed sie soa Grinnus Sand.“ Beide Fischplätze sind frei; denn die anderen („jenne“) haben wirklich nichts gemerkt, und man kommt überein, zuerst die Schollin, eine Sandbank vor dem Dorfe Agilla, abzufischen. Den auf dem Eise stehenden Angehörigen wird eingeschärft, „dat se hiede nusch varborge, ud nich dem beste Frind wat gewe, ud nich jegge, wo wi fesche welle!“ Und dann heißt es: „Na nun met Gott öm Schrietschoarmarsch, woa wi känn noach kenne Lächä sehne.“ Die Schlitten setzen sich in Bewegung, von den Fischern auf Schlittschuhen begleitet.

An der Schollin angekommen, nehmen die Hauer die Eisägte zur Hand und fragen, wie der Zug verlaufen soll. — „Du geihst de Streckung op de Zuwendische Kerch, on de Wand op de veer Beem links von Tieg! — On du geihst de Streckung opt Agillische Förschterhus — on de Wand (Wendung) op Jeschkeits Wiedebeem!“ — Die Hauer hauen los „wie op Steefkinda“. Die Ruten werden schließlich unter Eis geschoben — und endlich kann der Zug beginnen. „Op jeda Tied zwee Mann an de Wing (Winde), on ena rasalgt (versorgt) die Garn“ . . . In drei bis vier Stunden ist der Zug beendet, und die Netze werden herausgeholt.

Zum zweiten Zug geht's „noa Grinnus Sand“. Wieder wird den Hauern die Richtung angegeben. „Du geihst de Streckung op de Zuwendische Schoal — on de Wand op dat Kantgehöft!“ — Alles verläuft dann wie beim ersten Zug. Der Fang ist zufriedenstellend, aber: „et hadd kunn meha sent.“ — An diesem Tage ist genug geschafft. Es wird vereinbart, am nächsten Tage „de Ringaroatsche Bocht (Ninderort) toa fesche.“ — „Wi welle man de Garn glic dahenn foahre!“ — „Wenn de Wind man nich wart noa Noarde falle, on dem Is bräke!“ „I wo, dat Is es stark, on de Woata flack; man nich so ängstlich!“ — Doch die böse Vorahnung bestätigt sich: der Wind springt plötzlich um und nimmt an Stärke zu. Ein paar donnernde Schläge und kurze Rucke zeigen an, daß das Eis sich zu bewegen beginnt. „De Is geiht! Väböcht, de Is geiht!“ Schon türmen sich bei den vorspringenden Landecken Eisberge auf. „Schrietschoarmarsch wäe! on opgepaßt, dat ju nich ent Dapene rennhau!“ Mütt onsem Ploan von de Ringaroatsche Bocht es värbie. Nu mott wie eascht morge sehne, ob de Bocht god Is hefft, owa ob he ud gebroake es. Wi ware moarge goahne on utkund-

schafte, woa toa fesche geiht. De „andere“ ware ons so leicht nich en de Quär foame.“

Am Strande werden die heimkehrenden Fischer schon von Neugierigen und Fischhändlern erwartet. „Na, Grotgarnersch, wie wea de Fang?“ — „Nisch to best. Hedd kunn meha sent“, bekommt der Frager zur Antwort. Die „Konkurrenz“ läßt sich nicht blicken. Sie erkundigt sich von hinten herum, „wie bi jenne de Fang wea“. — „Wie leicht hedde se kunn fa etliche Hundert Mark fange, on wi tude to! Dat falsche Paß hefft allet soa enne Stelle gemoakt, dat wi nusch merke kunne! On ed wea noch gister Dawend bi Beckasch Adolf, owa de leet sich nusch ut! — Da hole ons sa domm. On wie hol wea se vadarslich (verderblich, ins Verderben) gegange. Dorch dem Isgang hadd se kunn enne Englöck foame! Dawa loat ons dat e Warnung jen! Wenn wi ud nusch fanga, owa de lekte wa wie nächstet Joah n ich jen!“

Diese Äußerungen sind bezeichnend. „Das Wort ‚Reid‘“, sagt W. Lange, „wird bei den Fischern groß und in Anführungsstrichen geschrieben“. Ob die „Anderen“ einen Eimer Fische mehr zur Stadt schicken, wie oft die „Anderen“ Markt gehabt haben, wie sie verkauft haben, ob ihre Fische auch wirklich besser waren, darauf wird geachtet, und darnach werden die Frauen, deren Aufgabe es ist, die Fische zu verkaufen, ausgefragt. Nie wird ein Fischer dem anderen auch richtige Auskunft über seinen Verdienst geben. „Värchte Wäit (oder värchet Joahr) jing et noch; owa disse Wäit (oder dit Joahr) es je äwahaupt nusch los!“ — Dieselbe Heimlichkeit, die bei der Winterfischerei beachtet wird, hat auch im Sommer statt. In Bohnsack darf nachts beim Ziehen des Netzes, wenn man einen anderen Trupp in der Nähe weiß, nicht gesprochen werden. Man zündet keine Laterne, nicht einmal Zigarette oder Pfeife an, und man bewickelt die Dollen mit Lappen, damit kein Geräusch den Zug verrät. Nach dem „Toch“ wird in aller Heimlichkeit weggefahren. Und groß ist die Schadenfreude, wenn die „Anderen nachschleppen“, d. h. an der eben leergefischten Stelle nachfischen.

\*

Der Fischer sucht sich seine Frau möglichst aus demselben Berufskreise und aus dem eigenen Heimatdorf oder der Nachbarschaft. Heiraten über das Haff hinüber gelten z. B. schon als beachtenswerte Seltenheiten. Meist kennen sich Mann und Frau schon seit den frühesten Kindertagen. Bei der Wahl der Lebensgefährtin spielt das „was der Städter „Liebe“ nennt, nicht die Hauptrolle. Die Frau soll kräftig, tüchtig und wirtschaftlich sein, im Notfall einen Gehilfen ersetzen können und darum das „Beeten“ der Netze wie das Bestecken der Angeln von Grund auf, alle übrigen Fischerarbeiten wenigstens im großen und ganzen verstehen und vor allem imstande sein, den Fang im Kleinhandel preiswert zu verkaufen. Die Frau ist die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes. Bei wichtigen Entscheidungen — etwa dem Ankauf eines neuen Rahnes oder Rutters — ist ihr Wort oft ausschlaggebend. Die Narmeler Fischerfrauen betonen mit gewissem Stolz: „Ohne uns würden die Männer gar nicht fertig werden.“ Im Sommer sind sie oft schon um drei Uhr früh mit am Strande, um ihren Männern beim Einladen der Netze ins Boot und beim Klarmachen zu helfen. Haben sie dann in der Wirtschaft das Nötigste erledigt, sind sie schon wieder beim Ausbessern der Netze tätig, die für den Mann gebrauchsfertig da sein müssen, wenn er gegen Mittag vom Fang zurückkehrt und mit den eben gebrauchten Garnen auch neue Arbeit bringt.

Hübisch schildert M. Lußet in besonderer Arbeit die vielfachen Aufgaben der Fischerfrauen aus Kehlen am Angerburger See. Dort besitzen die wenigsten Fischer eigene Häuser. Die meisten Familien wohnen zur Miete in Insthäusern der Kehler Bauern; außer der Jahresmiete von 30—50 RM hat der Fischer fünf, seine Frau 20 bis 30 Tage Arbeit in Hof oder Feld des betreffenden Bauern zu leisten. Dazu kommt das „Abarbeiten“ für Fuhrwerke, Torf, Kartoffelland. Ein „Mannestag“ kann auch durch 3—4 Frauenarbeitstage ersetzt werden. So hat dort die Fischerfrau reichlich Arbeit über ihre eigene Wirtschaft hinaus: im Frühling Kartoffeln- und Pflanzensetzen, im Frühsommer Hacken und Jäten, in der Erntezeit Heuharken und Getreidebinden, Staken und Fleien für Fuder und Fach. Die Fischereigerechtigkeit im Mauersee (mit Ausnahme der Boddemorbuht) gehört dem Grafen von Steinort. Bis 1931 war die Fischerei an einen Unternehmer verpachtet. Seitdem wird sie auf eigene Rechnung der Herrschaft betrieben. Der Pächter zahlte jedem Fischer einen Tagelohn von

1,50—2,00 RM und gab dazu 15—20 Pfund Fische als tägliches Deputat. Jetzt wird der ganze Lohn — 3,30 RM für den Fischer, 5,00 RM für den Garnführer — bar bezahlt.

Als die Fischer täglich ihr Deputat nach Hause brachten, war die Haupttätigkeit der Fischerfrau der Kleinverkauf. Meist kam der Fischer um 5 Uhr nachmittags vom Fischen. Dann stand das Essen für ihn da, und die Frau hatte bereits ein besseres Kleid angelegt, eine Schürze umgebunden und Schuhe angezogen. Sobald der Mann die Tür aufmachte, nahm sie ihm den Fischsack vom Rücken, schüttete die Fische auf ein großes am Boden liegendes Tuch und begann sie zu verlesen. Die kleinen Fische behielt sie als Schweinefutter zurück, die größeren band sie in Netzjäckchen zu 2 und 3 Pfund und legten sie in einen großen und einen kleinen Hentelkorb. Der große wurde kunstgerecht in ein großes blaues Um Schlagetuch geschlagen und auf den Rücken gehoben. Die Ecken des Tuches band sie vorn am Halse zusammen. Den kleinen Korb befestigte sie vor der Brust an den Zipfeln des blauen Tuches. — So bepackt schritt sie kräftig aus — der Stadt Angerburg zu. Unterwegs gefellte sich eine Fischerfrau der anderen, und es bot sich Gelegenheit, die Dorfneuigkeiten gründlich durchzunehmen. In Angerburg stellten sie sich auf dem alten Markt auf. Das blaue Tuch lag auf der Erde, die Netzjäckchen lagen darauf. Die Frauen daneben warteten auf die Käufer. Nie wurde ein Vorübergehender angehalten, nie die Ware mit lauten Worten angepriesen. Im Preise waren sich alle einig. — War es den Fischerfrauen nicht möglich, alle Fische auf dem Markt zu verkaufen, dann gingen sie damit in Privathäuser, wo die meisten schon einen festen Abnehmerkreis hatten.kehrte die Fischerfrau abends müde zurück, dann hatte sie noch die ganze Wirtschaft zu besorgen — höchstens daß der Mann schon die Schweine gefüttert hatte —, die abendlichen Arbeiten zu tun und die Kinder ins Bett zu bringen. Erschöpft fiel sie endlich selbst auf ihr Lager.

kehrte der Mann später als um 5 Uhr nachmittags heim, dann verlohnte es sich nicht mehr, auf dem Markte auszustehen; dann besuchte die Frau gleich ihre Privathauswirtschaft. Kam er erst spät abends zurück, dann brach sie am nächsten Tage in aller Frühe auf und besuchte — da ihr der Vormittag zur Verfügung stand — auch die umliegenden Dörfer. Manche Frau ging 25 und mehr Kilometer am Tage. Jüngere Fischerfrauen suchten zu Rad auch entlegene Dörfer auf, die keinen See in der Nähe hatten, und erzielten dort meist bessere Preise. An den kurzen und kalten Wintertagen wurden die Fische nie sofort, sondern erst am nächsten Morgen in Stadt oder Dorf verhandelt.

Seit wenigen Jahren hat dieser Kleinhandel aufgehört. Jedoch die meisten Fischerfrauen bedauern das. Sie würden gern weiter mitverdienen, so mühevoll und zeitraubend ihre Wanderungen auch waren. Denn der Kleinverkauf brachte oft mehr, als heute der ganze Barlohn beträgt, und wie oft fehlt im Fischerhaushalt das Geld!

\*

Ueber Fischerglauben und Fischerbrauch kann ich nur einige Andeutungen geben, soviel Wichtiges hier auch zu sagen wäre. Der Volkskundler darf nicht allein dem sogenannten Aberglauben nachspüren und die Neuerungen der Volksreligion, die auch dem Bekenntnischriften wahrer Glaube und rechte Frömmigkeit sind, außer acht lassen, sonst entstehen die üblichen Verzeichnungen, die unser Volk durch die Häufung und Verknüpfung zeitlich und örtlich weit auseinanderliegender Einzelercheinungen als von dumpfem, triebhaftem Wahn, ja, von blöden finsternen Vorstellungen besessene Masse hinstellen — als wenn der Bauer, der Handwerker, der Fischer, der Flößer, der Köhler, der Jäger und wer immer sonst „abergläubischer“ wäre als der Bankdirektor oder der Gerichtsrat, der zur Kartenschlägerin geht, oder die Ärztin oder Studienrätin, die sich scheut, nachts an einem Friedhof vorüberzugehen, oder der Flugkapitän oder Rennfahrer, die fest an die Wirkung ihrer Amulette und Talismane glauben. — Alles und jedes wiederum „göttliche Bezogenheit“ zu nennen, wie neuerdings versucht wird, geht ebenso wenig an.

Die durch von mir angeregte Arbeiten erfaßten Fischer gehören durchweg zur evangelischen Kirche und halten an christlich-kirchlichen Formen und Riten fest. Ich könnte Beispiele für schlichte Herzensfrömmigkeit, die zum Vatergott mit warmem Vertrauen aufblickt und fleht, für Schicksals- und Jenseitsangst, die sich in äußerliche Wertgerechtigkeit und sektiererischen Krampf flüchtet, wie für trostlose an der göttlichen Gerechtigkeit und Allmacht zweifelnde

Auslehnung geben und die Stellung der Fischer zum Geistlichen und zu den gottesdienstlichen Handlungen beleuchten. Ich muß davon absehen und will nur hervorheben, daß wohl jeder Fischer auch seinen „Aberglauben“ hat, wengleich die jüngeren unter ihnen gern das „früher“ und „einst“ in dieser Beziehung betonen. Einige wenige Beispiele seien herausgegriffen.

Kein älterer Fischer in Bohnsack wird beim Ausbessern eines Netzes ins „Baßem“ schneiden. Er würde mit ihm nichts mehr fangen oder es beim nächsten Sturm verlieren. In Labagienen darf kein Gerät, an dem der Fischer arbeitet, von einem weiblichen Fuß berührt oder überschritten werden. Es ist auch nicht gut, wenn das Messer auf einem Stein gewetzt wird, der zur Verhinderung einer Grundstimme am Netz dient; dies würde unfehlbar entzwei gehen. Vorsichtige Fischer richten auch ihre Netze nicht zu beliebiger Zeit ein; sie beschränken sich auf 44 besondere günstige Tage. Im Zeichen des Krebses und des Skorpions darf unter keinen Umständen ein Netz eingerichtet werden, wie ebensowenig die Tage dieser unheilvollen Sternbilder der Wiederaufnahme längere Zeit ruhender Fischerei günstig sind.

Auf den „Angang“, die erste Begegnung in der Morgenfrühe, achten die Fischer genau so wie die Jäger. Wenn eine alte Frau über den Weg läuft, der kehrt mutlos um, wenn er es nicht wagt, dem Unglück entgegenzuwirken, indem er sich schnell in den Daumen kneift, oder indem er die Mühe umdreht oder „de Fupfes omtrempelt“ (Bohnsack).

Die Fischer des Kurischen Haffes werfen beim Vorbeifahren an der Deimemündung ein Geldstück ins Wasser. Dort stand in der Preußenzeit eine heilige Eiche, die nach der Sage von St. Jobodrus gefällt worden ist. Wer dieses Opfer bringt, hat Glück beim Fang.

Allgemein scheut sich der Fischer, bei der Arbeit zu pfeifen. Er würde Sturm heraufbeschwören. — Die Kehler Fischer achten auf ihren Gesprächsstoff. Beileibe dürfen sie während der Fischerei nicht von Hasen, Rehen, Hirschen oder anderem Wild reden. Das würde die Fische scheu und wild werden lassen, so daß sie nicht zu fangen sind. Gut aber ist es, von großen Viehherden zu reden; das läßt den Fisch scharenweise ins Netz gehen. Ähnlich wirksam sind Gespräche von Langholz; sie bewirken, daß große lange Fische gefangen werden. — Dem entspricht der Glaube, daß Träume von Wild, von Hasen, Hirschen und Rehen Unheil, Träume von Viehherden und Langholz Glück beim Fang bedeuten.

Zahlreiche Belegerzählungen für (meist präanimistischen) Totenglauben laufen im Fischermunde um. Ich gehe auf sie nicht ein und gebe nur eine Vorsputzgeschichte. Frau R. . . . ke in Narmeln erzählt: „Als ich noch Kind war, ist mein einziger Bruder beim Krabbenfang ertrunken. Er wollte an einem Morgen mit meinem Vater zum Fischen gehen. Am Abend vorher sagte dieser aber plötzlich zu ihm: „Wir gehen morgen nicht zum Krabbenfischen!“ Einen Grund dafür gab er nicht an, und es lag schon alles zur Arbeit bereit. Mein Bruder wollte durchaus gehen, doch der Vater wollte und wollte nicht. — Als meine Eltern am nächsten Morgen aufwachten, war mein Bruder fort. Er hatte sich den Becken gestellt und war gegangen. Raum sah das der Vater, als er sagte: „Kommt schnell! Der Junge ist nicht hier — der ist ertrunken!“ Wir verstanden das Benehmen des Vaters nicht, gingen aber mit an den Strand und fanden die Mühe und die Binsenlusche des Bruders. — Beim Krabbenfischen hatte ihn die Sucht der See mitgerissen, und er war ertrunken.“

\*

Meine Beispiele aus dem Arbeitsleben der Fischer ließen schon gelegentlich Streiflichter auf ihr Verhältnis zur Gemeinschaft fallen. Aus Narmeln wird mitgeteilt, daß die Fischerbevölkerung im großen und ganzen in brüderlicher Hilfsbereitschaft zueinander steht und dieses in Freud und Leid, in der Alltagsarbeit und bei festlichen Gelegenheiten beweist. Seinem „Kompe“, also dem engeren Arbeitsgenossen gegenüber ist der Fischer überall ehrlich, treu und zuverlässig. Der gefährvolle Beruf erfordert geradezu ein solches Verhältnis. — Die Zusammenschlüsse zu Fischereigenossenschaften, die durch die wirtschaftliche Not der Nachkriegszeit gefördert wurden, begannen bereits früher zu stärkerer Gemeinschaftshaltung zu führen. In den Elbinger Arbeiten, die 1933 und 1934, also nach dem Umbruch, entstanden sind, wird betont, daß alle Fischer begeisterte Nationalsozialisten seien; und schon in den älteren Arbeiten wurde hervorgehoben, daß bereits rd 1930 die Mehrzahl von ihnen Rettung und Heil vom Fische

erwartete. — In der Arbeit über die Fischer in Narmeln heißt es: „Ich hörte am 3. September 1933 mit vielen Fischern und Fischerfrauen — in einer engen Stube zusammengedrängt — die Rundfunkübertragung der großen Nürnbergrede des Führers. Die Stille und die Andacht der Zuhörer wurden durch keinen Laut unterbrochen. Und als der Führer schloß, war die Ergriffenheit und Begeisterung der Hörer so groß, daß diese Fischer, die ich sonst nie singen hörte, am Schlusse einmütig in das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied mit einstimmten . . .“

Wer von den Männern Narmelns rüstig ist, gehört heute zur SA. Was das bei einem Beruf bedeuten will, der für fast nichts anderes als die Arbeit Zeit läßt, liegt auf der Hand. — Die Fischertöchter Kahlbergs, um ein anderes Beispiel zu wählen, sind alle in den nationalsozialistischen Jugendverbänden. Für die Uniform wird das letzte Geld geopfert . . .

Mit grenzenlosem Vertrauen blickt der ostpreußische Fischer zum Führer und Kanzler. Und was der Fischer des Danziger Gebietes von ihm erhofft, brauche ich nicht auszusprechen.

\*

Nur wenig von dem mir zur Verfügung stehenden reichen Stoff habe ich ausbreiten können; oft — und gegen den Schluß

Besonders — habe ich mich mit kurzen Andeutungen zufrieden geben müssen. Eines aber, so hoffe ich, dürfte klar geworden sein:

Volkskunde ist keine lebens- und wirklichkeitsfremde Wissenschaft; Volkskunde ist auch nichts, was aus Büchern gelernt, am Schreibtisch betrieben werden kann. Weiter: Volkskunde ist nichts Fertiges, nichts Vollendetes, ja, oft noch kaum Begonnenes. Das Haus der Volkskunde will Stein für Stein, Balken für Balken zusammengetragen und zusammengefügt werden. Volksforschung darf an keinem schaffenden Deutschen vorübergehen; denn ihr Ziel ist die Erkenntnis des deutschen Volkstums in allen seinen Trägern, ist unser Volk als gewachsene Ganzheit, als erlebte Totalgemeinschaft im völkischen Lebensraum. Volkskunde, die dieses Ziel ins Auge faßt, ist wirksamstes Mittel, volkzerklüftendem Dünkel zu begegnen, jedem Gliede, jedem Stande in seiner Unentbehrlichkeit, in seinem Auf-die-anderen-Angewiesensein erkenntnismäßig gerecht zu werden. Wer Volkskunde treibt und jeder, der berufen ist, führend im Volke zu wirken, sollte das — wird beglückt und bereichert vor einer Fülle von Erlebnissen und Erkenntnissen stehen, die ihn befähigen, zu leisten, was ihm an seinem Teil obliegt vom

Dienst am Volke.

## Bücherschau

Franckh'scher Verlag, Stuttgart

**Wie unsere Heimat wohllich wurde.** Von Dr. Kurt von Bülow. 80 S., Preis: 2,50 RM.

Das Werk schildert die allmähliche Entwicklung unserer Heimat. Die allerneuesten Forschungsergebnisse, Pollenanalyse, sind zu anschaulichen Darstellungen verwertet. Aus dem Inhalt: 1. Von der Tundra zur nordischen Baumsteppe; 2. Die Waldsteppe; 3. Der Wald und das Meer; 4. Der große Schnitt; 5. Das Eisene Zeitalter. Das Buch kann nur empfohlen werden.

Kurt Grade.

Verlag Ferdinand Hirt, Breslau

**Erdkunde und nationalpolitische Erziehung.** Von Prof. Dr. Oswald Muris. 109 S. Preis 2,— RM.

Das Werk von Prof. Dr. Muris baut aus dem politischen Geschehen unserer Zeit die Zielforderungen für die Erdkunde als Wissenschaft und Fach auf. Die Erstarrung in System und Schema soll einem lebensvollen und „ganzheitlichen“ Denken weichen. Vom artfremden Materialismus und rationalistischen Positivismus zur Zusammenfassung aller nationalen und sozialen Kräfte, vom „Ich“ zum „Wir“ sind die Forderungen, die in dem Werk historisch begründet und methodisch beleuchtet werden. Raum und Leben im Raum, Bildungsraum und Bildungskreis sind nicht zu trennen, bilden eine unbedingt volkhafte Ganzheit. Das Buch wird jeden Erdkundelehrer tief in die Zielsetzung unserer Zeit einweisen.

Kurt Grade.

Verlag Max Niemeyer, Halle-Saale

**Was man in Runen ritzte.** Von Wolfgang Krause. 53 Seiten und 15 Tafeln. Preis 3,60 RM. 1935.

Im ersten vorchristlichen Jahrhundert wahrscheinlich entwickeln die Germanen aus der damals im Alpengebiet verbreiteten norditalischen Schrift ein 24typiges Runenalphabet, „fu Dark“ genannt, das im späteren Verlauf zu einer Reihe von 16 Runen vereinfacht wird. Die ältesten Runeninschriften sind uns aus dem dritten und vierten nachchristlichen Jahrhundert überliefert. Schon lange vor der Erfindung der Runen, bereits in der Bronzezeit (ca. 1800—800 v. Chr.) ritzten die Germanen keltische bildliche Darstellungen und auch Zeichen (unter diesen auch das Hakenkreuz) in Felsen. Die wohl im ersten bis zweiten Jahrhundert n. Chr. in Skandinavien eindringenden Runen treffen mit jenen ältesten Kultsymbolen zusammen und werden neben diesen ein „neues kultisches Ausdrucksmittel“. Sie erscheinen als Begriffssymbole, denen magische Kraft innewohnt: wie etwa das älteste Hakenkreuz ursprünglich die lichte Götterwelt bezeichnete, so jetzt etwa die  $\bar{\bar{r}}$ -Rune Reichtum. Ihr Name (die Runen tragen Namen) deutet darauf hin:  $\bar{\bar{r}}$  = Vieh, Besitz, Reichtum. Wer diese Rune ritz, bewirkt Fruchtbarkeit. Die Runen waren aber nicht nur magische Begriffssymbole, sondern auch Lautzeichen (stammen sie doch aus einer Buchstabenschrift her). Die Runenschrift stand in früher Zeit aber meist auch im Dienst des kultisch-magischen, auch in ihrer Eigenschaft als Lautzeichen wohnen den Runen also magische Kräfte inne. Die Entwicklung späterer Jahrhunderte geht dann allerdings dahin, daß die Runenschrift zur reinen Buchstabenschrift herabsinkt, die lediglich, wie unsere heutige Buchstabenschrift, der Mitteilung dient.

Der Verfasser breitet vor dem Leser ein reiches Material von Runeninschriften, hauptsächlich aus der Völkerwanderungszeit, aus und läßt ihn durch sie hineinklicken in die Welt altgermanischen Lebens und Denkens. Runeninschriften, die den Toten in seinem Grabe bannen, solche, die Fruchtbarkeit und Gesundheit, Liebe und Sieg wirken sollen, ziehen an dem Leser vorüber und dann — aus der Zeit, als die Runen und die Kunst, Runen zu ritzen, profan zu werden beginnt — Gedenk-inschriften auf Minnesteinen, Bestimmungsinchriften auf Waffen und anderem Gerät.

Dieses Buch ist deswegen besonders wichtig, weil in ihm wirklich die Runen selbst zu Wort kommen, die uns überlieferten Runeninschriften. Ein Großteil der heute sehr zahlreich erscheinenden Literatur über Runen dagegen geht eben an dem uns überlieferten Runenmaterial vorbei, entweder in noch fernere Vorzeit zurück, wo es für den Runenforscher keinen Boden mehr gibt, oder sie hängt ihre Theorien an mehr oder weniger willkürlich mitgebrachten Voraussetzungen auf und gefällt sich in freischwebenden Phantasien. Beides ist verderblich, denn es dient nicht der Erkenntnis der Art unserer Ahnen, schadet ihr vielmehr.

Daß ein streng wissenschaftliches Verfahren dem Gegenstand nicht Reiz und Geheimnis zu nehmen braucht, wie vielleicht gefürchtet werden könnte, tut dieses Werk eindringlich dar. Der Verfasser hat es den Erziehern deutscher Jugend gewidmet. Hier eine dringende Mission zu erfüllen, ist es nicht nur durch das bisher hervorgehobene berufen, sondern auch durch die Art seiner Abfassung, die nicht fachliche Kenntnisse beim Leser voraussetzt. Ein angefügtes ausführliches Literaturverzeichnis weist jedoch die Wege zu tieferem Eindringen.

Dr. Erich Bohl.

Ferdinand Hirt, Breslau.

**Joseph Görres. Deutsche Worte. Eine Auswahl aus seinen Werken.** Von Dr. Erik Nothardt. 63 S. Hirts Deutsche Sammlung: Gruppe IX, Bd. 13.

Dieses für die Hand der Schüler bestimmte Büchlein kommt für Volks- und Mittelschulen nicht in Frage.

Ueber Joseph Görres möchte ich im allgemeinen folgendes sagen: Er ist als Vorkämpfer und Träger der Romantik und als Herausgeber des „Rheinischen Merkurs“, des Kampfblasses gegen Napoleon, von Bedeutung. Andererseits war er es, der an der Spitze einer Deputation in Paris den Anschluß der Rheinlande an Frankreich durchsetzen wollte. Nothardt spricht auf S. 56 wohl von „einer Reise nach Paris“, sagt aber nichts über den tatsächlichen Zweck dieser Reise.

Auf S. 57 lesen wir, daß „Görres der Mittelpunkt einer starken katholischen Bewegung wurde“. Treitschke sagt in dem Werk „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ folgendes darüber: S. 342: „Der preußische Staat geriet zum ersten Male in offenen Krieg mit dem wieder erstarkten Papsttum und mußte nach einem kurzen Waffengange den Rückzug antreten. Ueber die Pressefehde im Kölner Bischofsstreit heißt es auf Seite 364:

„Die Teilnahme war ungeheuer; bini wenigen Jahren erschienen an 200 Schriften für und wider, denn . . . die Nation . . . fühlte, daß mit dem konfessionellen Frieden die Grundfesten ihrer Kultur bedroht waren. Den Streit eröffnete der alte Görres mit dem Athanasius, dem

**FLÜGEL - PIANOS**

Münzstr. 24 a, I  
Telefon 36184

**E. THEDEN**

wildesten seiner Bücher, das die jakobinische Heftigkeit seiner Jugendschriften noch überbot. Was war aus dem Patrioten des Rheinischen Merkurs geworden! Die evangelische Kirche überhäuft er mit wütenden Schmähungen, die in einem paritätischen Volke fast wie ein Aufruf zum Bürgerkriege klangen. . . . Ebenso dreist suchte er den Stammeshaß der Rheinländer wider die Altpreußen aufzuwiegeln; sein alter Ingrim gegen „die Litauer vom rechten Elbufer“ brach wieder durch. Die Maßregeln der preußischen Regierung schilderte er als „die rohen und ungeschlachten Ausbrüche jenes starren Knochenmannes, dem man zu viel Ehre antut, wenn man einen Geist ihn nennt“, und gedachte höhnend der Kämpfe zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem Kronprinzen Friedrich. Von dem Geiste des *sum cuique*, der die Geschichte dieses Staates erfüllte und sich auch in jenen tragischen Kämpfen des Königshauses nicht verleugnet hatte, wollte Görres nichts wissen; denn auf der römischen Kirche ruhte die ganze Ordnung der neuen Welt, darum bedurfte ihr Priester auch gar keiner Entschuldigung, wenn er sich der Staatsgewalt widersetzte.“

Es gibt genug andere deutsche Männer, deren ganzes Lebenswerk unserer Jugend Vorbild und Richtschnur sein kann.

Klaassen.

Verlag Edwin Kunde, Berlin.

**Grenzkampf-Schriften.** Von A. Hillen Ziegfeld. 60 S. je Band. Preis: 0,80 RM. je Band.

Die Buchreihe, es sind 15 Schriften, befaßt sich mit dem Gürtel gefährdeter deutscher Grenzlande. Die auf die Nord- und Ostpolitik hinweisenden Hefte sind:

- Band 1. Schleswig Holsteins Erbe und Sendung von Prof. Dr. Karl Alnor. — Pr. 0,80 RM.  
 Band 11. Grenz- und Ostmark. Die Klammern Ostdeutschlands von Senoschef/Borries. — Pr. 0,90 RM.  
 Band 12. Ostpommern von Prof. Dr. Sinoleit. — Pr. 1,00 RM.  
 Band 13. Bollwerk Ostpreußen von Dr. W. Franz. — Pr. 0,80 RM.  
 Band 14. Deutsches Memelland von Dr. Kurt Gloger. — Pr. 0,80 RM.

Die Grenzkampf-Schriften wollen mithelfen, die innere Schicksalsgemeinschaft des ganzen deutschen Volkes mit den schwer ringenden Grenzdeutschen zu vertiefen. Darüber hinaus geben die Büchlein jedem Erzieher guten Aufschluß über Landschaft und Mensch, Probleme, Not und Kampf in den Grenzgebieten. Das gilt besonders für das mit tiefem Versehen der Grenzlandnot geschriebene Werkchen „Deutsches Memelland“. Der Rahmen der Buchreihe erscheint dagegen für eine einigermaßen umfassende Darlegung des Problems „Bollwerk Ostpreußen“ doch zu eng gehalten. Gut sind auch in diesem Werkchen das Karten- und Skizzenmaterial, das man von vielen Abbildungen aber nicht behaupten kann (z. B. Band 13, S. 44 und S. 47). Außerordentlich interessant, besonders in geopolitischer Hinsicht, ist das Buch „Schleswig Holsteins Erde und Sendung“. Zusammenfassend sei über alle Werke der Buchreihe gesagt, daß sie notwendig sind für eine volkstümliche Grenzlandaufklärung.

Kurt Gr a d e.

## Umschau

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstaltet in der Zeit vom 3. bis 9. Januar 1936 in seiner Schulungsstätte Rankenheim am Teupitzer See bei Berlin eine geopolitische Schulungswoche über

### Geopolitische Weltfragen.

Zur Behandlung kommen folgende Fragegebiete:  
 Volksgefüge, Raumgruppen und Schütterzonen in Europa.  
 Landgewinnung, Siedlung als Ausdruck des Volkstums, Verkehrsbeziehung, deutsche Kolonisation.

Die Wirtschaft als Macht: Die großen Rohstoffgruppen, Geldmächte, Wirtschaft und Weltverkehr.

Völker und Rassen.

Kolonialfragen.

Deutschland zwischen Staaten und Erdteilen.

Beitrag: für Teilnahme einschließlich Unterkunft und Verpflegung = 18,— RM.

Anmeldungen: bis zum 18. Dezember 1935 beim Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin W 35, Potsdamer Straße 120. Postcheckkonto: Berlin Nr. 68731.

## Reichsfender Königsberg

Wir geben die Schulfunksendungen des Reichsfenders Königsberg in der Woche vom 24. bis 30. November 1935 bekannt:

Montag, 25. 11., 10.15 (vom Deutschlandsender): Däumlingchen. Ein Märchenspiel nach Grimm von Otto Wollmann.

Dienstag, 26. 11., 9.00: Englischer Schulfunk für die Oberstufe. In darkest 19 th Century. Dr. Gerd Krause — Dr. W. E. Peters.

16.30: Unser Ofen räuchert. Ein Dreigespräch von Gewerbeoberlehrer Hewig, Bezirkschornsteinfegermeister Deep und Töpfermeister Böhm.

Mittwoch, 27. 11., 10.15 (vom Deutschlandsender): Pole Poppen: später. Nach der Erzählung von Theodor Storm, bearbeitet von R. Kohlfahl.

Donnerstag, 28. 11., 9.00: Englischer Schulfunk für die Mittelstufe. A Visit to Cadbury's Chocolate Factory. Freda M. Coof — W. Bered.

10.15: Volkslieder. Liederblatt 28. Leitung: Konrad Opitz.

Freitag, 29. 11., 9.00: Aus Ostpreußens Aufbauarbeit. Richtfest: Vom neuen Bauen in Ostpreußen. Hörbild von Arthur Hennig.

9.30: Berufsschulfunk (Wiederholung). Unser Ofen räuchert. Ein Dreigespräch.

10.15: Cadiner Majolika. Funkbericht aus einer ostpreußischen Kunstwerkstätte. Leitung: Alfred Koch.

Sonabend, 30. 11., 10.15: Volk und Staat. Ferdinand Schulz, der Altmeister des deutschen Segelfliegens. Hörspiel von Georg Ritzdorf.

## Aus dem Bundesleben

### Bundesnachrichten

NSDAP., Amt für Erzieher, Kreis Treuburg.

Tätigkeitsbericht für den Monat Oktober.

Im Mittelpunkt der Ortsgruppentagungen stand das Thema „Schadenverhütung“.

Am 25. 10. fand im Sitzungsaal des Hauses der NSDAP. eine Tagung der Amiswalter des NSLB. statt.

Zur Kreistagung des NSLB. am 29. 10. hatte eine Treuburger Buchhandlung in Zusammenarbeit mit der Kreisamtsleitung eine „Ausstellung des deutschen Buches“ vorbereitet.

Auf dieser Kreistagung sprachen Kreisamtsleiter Parteigenosse Benrau über „Das deutsche Buch“, Kreislehrer Parteigenosse Bajohr über „Nationalsozialistische Erziehung“, die Berufskameradin Lenski und Parteigenosse Marenski, der Beauftragte für Kleinfiedlungsfragen, über die Schulgartenfrage. Chöre und Vorträge eines Schulorchesters rahmten die Tagung ein und gaben Anregung für praktische Musikpflege.

Amt für Erzieher, Gumbinnen.

10. 8. 1935. Tagung der Zellenwalter und der Referenten.

Arbeitspläne und Tätigkeitsberichte wurden besprochen.

22. 8. 1935. Tagung der Fachschaft IV (vorm.).

Nach Musikvortrag, Schülerchor, Deklamation, Vorlesen eines Kapitels aus „Mein Kampf“ und nach gemeinsamem Gesang eröffnete der Walter der Fachschaft IV, Rektor Parteigenosse Dr. Schulz, die Vormittagstagung in der Adolf-Hitler-Schule.



Koggenstr. 24 Tel. 31550/51

Wohnungsnachweis - Umsätze nach allen Orten und Richtungen mit Auto - Möbel - Lastzug oder per Bahn.

### 1. Vortrag: „Erziehungsziel in der völkischen Schule“ (Dr. Schulz).

Die hohe Aufgabe der Erziehung ist es, erziehend zu wirken. Das Finden des Erziehungszieles darf nicht dem einzelnen Erzieher und seiner subjektiven Einstellung überlassen bleiben, vielmehr muß der Mensch als Glied eines höheren Ganzen im Sinne der im Volke herrschenden Weltanschauung erzogen werden. Ziel: Der deutsche Mensch! Blut und Boden sind die beiden Quellen, aus denen der völkischen Schule das Bildungsgut zufließen muß.

### 2. Vortrag: „Der Schulgarten“ (Ruddies-Narpgallen).

Gartenbau und Schulgarten in Verbindung mit systematischer Gartenbaukunde ist ein wesentlicher Bestandteil der Erzieherarbeit aller Schulen. Dies Arbeitsgebiet ermöglicht Förderung unserer Volkswirtschaft, Dehnung des Lebensraumes für viele Volksgenossen, Erhaltung und Stärkung der Volksgeundheit, Weckung staatsbürgerlicher Tugenden, Pflege der Heimat- und Vaterlandsliebe. Eine rege Aussprache schloß hier an, besonders über Bereitstellung von Schulgärten. Parteigenosse Regierungs- und Schulrat Schwarz stellte die Forderung, daß innerhalb Jahresfrist jede Schule einen Schulgarten haben müsse.

### 3. Vortrag: „Erbbiologische Erfassung der Ostern 1936 zur Entlassung kommenden Kinder.“

Parteigenosse Bernhard Schulz gab der Erzieherchaft Anweisung für die Ausfüllung der Sippschaftsfragebogen.

Anschließend fand eine Besprechung mit den Zellenwaltern statt.

Um 15.30 Uhr war die Gesamtagung des NSWB. im Gesellschaftshaus. 95 Prozent der Mitglieder waren erschienen.

Nach der Begrüßung durch den Kreisamtsleiter hielt Bankdirektor Krill-Gumbinnen einen Vortrag: „Flugwesen im neuen Deutschland.“

Er machte lehrreiche und interessante Ausführungen über den Ausbau des Flugwesens trotz Versailles, über den Stand der deutschen Luftwaffe von heute und schloß seine Ausführungen mit dem Appell an die Erzieherchaft, den Fluggedanken immer tiefer in das Volk hineinzutragen.

Als zweiter Redner sprach Parteigenosse Regierungs- und Schulrat Schwarz über seine Ergebnisse als Fliegerbeobachter im Felde. Seine Schilderungen fanden durch reiches Bildmaterial Unterstützung.

Studienrat Dr. Giesbrecht gab Anweisung als Walter für Schadenverhütung, besonders für den Gefahrenmonat September (Waldbrände!). Parteigenosse Otto Bietich verlas auf Anordnung des Gauerschulungsleiters den Kanzelparagraphen.

In seinem Schlußwort wandte sich der Kreisamtsleiter Parteigenosse Widschas sehr scharf gegen die dunklen Mächte: Judentum und politi-

scher Katholizismus, und rief alle Erzieher an die Front in diesem Kampfe. Die Juden sind unser Unglück. Jede Zelle, ja jeder Erzieher müsse Bezueher des „Stürmer“ sein.

27. 8. 1935. Sitzung der Zellenwalter. Die besten Kräfte sollen dort stehen, wo die Verbindung mit der Front besteht — und das sind die Zellenwalter.

### Zellen:

1. **Gumbinnen-Land:** 5. 9. 35. Schule Szameitischen. Lehrprobe: „Völkische Verhältnisse Ostpreußens in vorgegeschichtlicher Zeit.“ — „Der Schulgarten.“

2. **Niebußdichen:** Lehrprobe: „Ostpreußen in Gefahr und Maßnahmen zu ihrer Ueberwindung.“ — Vortrag: „Deutsches Bauerntum unter Berücksichtigung des Ostens.“

3. **Szitzupönen:** 27. 8. 35. „Der Schulgarten.“

4. **Nemmersdorf:** 28. 8. 35. „Der Schulgarten.“ — Vortrag: „Erbbiologische Erfassung der Kinder, die Ostern 1936 zur Entlassung kommen.“

5. **Walterkehmen:** „Der Schulgarten.“ 24. 8. 35.

6. **Gerwischkehmen:** 16. 9. 35. Vortrag: „Die Schulgemeinde.“

7. **Arbeitsgemeinschaft: Naturkunde:** 7. 9. 35. „Ostpreußen als botanisches und zoologisches Grenzgebiet.“ — „Ostpreußens giftige und eßbare Pilze.“ — 8. 9. 35. Exkursion.

## Bundesanzeigen

**Mühlhausen Ostpr.** Zellenversammlung am 28. November, um 14.30 Uhr, Schule Schlobitten.

1. Unterrichtsprobe: Das Deutschtum in Rußland.

2. Vortrag: Schadenverhütung.

3. Geschäftliches.

Jeder Bf. der Fachschaft Volksschule bringt eine Nachweisung der im Unterricht verwendeten Lesebücher mit. Verhinderte Kameraden reichen dieselbe dem Zellenamtsleiter bis zum 28. November ein. Termin ist unbedingt einzuhalten.

**Ortsgruppe Pr. Enlau.** Tagung am Mittwoch, dem 4. Dezember 1935, 16 Uhr, im Pr. Enlauer Hof.

1. Vortrag: Die Besiedelung des Kreises Pr. Enlau (Schluß).

2. Organisationsstunde.

3. Kameradschaftsstunde, Singen.

Am 11. November 1935 entriß uns der Tod unsere Berufskameradin Reserveoberlehrerin

**Martha Wiedert**

Wir werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

NSDAP, Amt für Erzieher  
Kreis Kbg. Stadt  
gez. Dr. Schalhorn  
Kreisamtsleiter

## Schmalfilm-

Projektoren für Stumm- und Tonfilme, Epidaskope, Bildbandgeräte, Lichtbildwände sowie sämtliches Material für den Lichtbildunterricht

liefert das Fachgeschäft

**Schattke**

Abt. Kino / Projektion

Königsberg Pr., Vorstädt. Langgasse 74

## Schul-, Haus- u. Kirchenmusik

für Klavier, Violine, Orgel  
Gesang, ein- u. mehrstimmig  
Kammermusik, Orchester

**Musikalienhandlung K. Jüterbock & Co.**

Königsberg Pr., Gr. Schloßteichstr. 5

Auswahl unverbindlich, Kataloge postfrei

## Opfert für das WHW!

Wann soll ein Kind  
mit dem Klavierunterricht beginnen?

Je frühzeitiger, je vorteilhafter. Zwischen dem 7. bis 8. Lebensjahr ist die rechte Zeit für die erste Klavierstunde. Die Beschaffung eines Pianos ist nicht so schwierig. Wollen Sie es jetzt noch nicht kaufen, so mieten Sie es doch zunächst. Teilweise Anrechnung der Miete erleichtert dann die spätere Anschaffung.



**J.A. Pfeifer**

Das größte Pianohaus in Ostpr.  
Vorder-Rohgarten 46, neb. der Stadthalle



**JOH. GUMBOLD**

KÖNIGSBERG PR., MONZSTRASSE 25/26

das Haus der schönen Möbel

in allen Preislagen



Stenographie- und  
Schreibmaschinen-Schule

**Hildegard Loewede**

Fachlehrerin

Königsberg Pr., Vorstädtische Langg. 39

## Achtung!

Infolge vieler Nachfragen teilen wir mit, daß das  
Lesebuch für das 5./6. Schuljahr Mitte Januar und  
das Lehreradreibbuch Anfang Dezember erscheint.

Wir bitten, die Bestellungen rechtzeitig bei den Ortsbuchhandlungen aufzugeben.

Pädagogische Verlagsgemeinschaft Ostpreußen GmbH.  
Sturm-Verlag — Ferdinand Hirt, Königsberg Pr.

Nur ständiges Inserieren  
im „Ostpreußischen Erzieher“  
ist gewinnbringend

**Schule Nennwiese** (Ostpreußen) 29. 11. 32  
Ihre Weihnachtsspiele sind mir ja seit Jahren als **wertvoll** bekannt, darum bestelle ich das neue Werk ungepr. m. sämtl. Rollen u. Noten. **Einflussige Rosenort** (Ostpr.) 3. 12. 34 „Ihre Weihn.-Spiele sind wirkl. ganz vorzüglich.“ **Schule Kattun** (Ostpreußen) 27. 12. 34 „Ich bin glücklich, daß ich bei Ihnen „Alles für Deutschland“ bestellte. Die Kinder lernten mit **großer Begeisterung**. Der Besuch des Abends war außergewöhnlich **hart und der Erfolg ein gewaltiger!**“ Neu: „Wichtig-keit“ und „Das Kind, das seine Mutter suchen ging“. Reichh. Auswahl! an Klein- u. abendfüll. Stüf. m. Reig. u. Lied. **Kurt Ludwig, Hamburg 20, Tarpensbeckstraße Nr. 86** Keine Nachnahme!

**Achtung!**  
Sachgemäße **Fensterverdunklungen**, sowie sämtl. Apparate zur **Physik des Fliegens**, höflich genehmigt, sind zu beziehen durch **E. Pfeil, Lehrmittelhandlung**  
Königsberg Pr., Claaßstraße 11a. Telefon 20296  
Generalvertretung der **Physikalischen Werkstätten A. G. Göttingen**

**Bardarlehn**  
ohne Vorkosten **schnellstens**.  
Aug. Wolff, Herne i. W.  
Hermann - Göring - Straße 8  
**Wer inseriert wird nicht vergessen!**

**Steinfurt Schulmöbel**  
sind gediegen

**Weihnachtsfeier**

Wer etw. **Schönes** sucht, greife zu diesen Stücken. Sie sind **echt kindertüchtig**! (Schull. Anhalt) Dieses Stück, (Mag u. Moritz, 9. Aufl.) ist ein **Freudenquell** u. wünsche ich ihm weiteste Verbr. (Schull. Ostpr.) So u. ähnl. die Urk. über die Weihnachtsp. v. El. Schröder, d. in d. letzten 2 Jahren auch in Ostpr. viel Anhang fanden. **Sende ohne Kaufw. fr. 3 Auf. Auf Wunsch Kredit.**  
El. Schröder, Lehrer, Eckernförde

**DEUTSCHE WK MOBEL** Formschöne billige **Möbel**  
**Reuter** KÖNIGSBERG-PR. Steindamm 139 MÖBELFABRIK

Gediegene **Möbel**  
in großer Auswahl und Preiswürdigkeit  
Genossenschaft des **Ostpr. Tischlerhandwerks**  
e. G. m. b. H.  
Altst. Bergstraße 41-42

**Röstkaffee**  
gute frische Qualitäten  
Pfund RM 2,20, 2,40, 2,60 und 2,80  
Päckchen von 3 Pfund franko  
Für Lehrer 1 Monat Ziel  
**F. A. Kreltschmann**  
Hamburg 22, Rönnhaidstraße 74 D.

**Kieler** Matr.-Kind-Anzüge, Kleid. u. Mäntel (Alter, Körpergröße, Scheitel bis Sohle Knab. o. Mädch. u. Berufsangeb.) **Marine-Offiziers- u. Yachtklubbergenf. Anzüge** **Tuche**  
Damen-Mäntel, Kostüme usw. **Gratis** bemitt. Angebot. Teilzahlung. **Marine-Verfandhaus B. Preller, Kiel, 174**

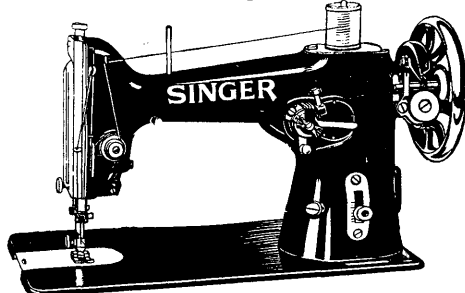
**Zappa's Konditorei u. Café**  
altbewährte Gaststätte  
am Münzplatz  
Ecke Mühlenberg  
Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit.  
Neue Geschäftsleitung.

Besucht die Gaststätte  
**„Zum Kurfürsten“**  
Inh.: Carl Koch, Steindamm 153  
Hier ißt und trinkt man gut!

**Schulmöbel!**  
Ostdeutsche Wertware,  
preiswert und gut, liefern  
**Elbinger Schulmöbelfabr.**  
Remy & Pitz, Elbing

Was schenke ich zu Weihnachten?  
**Schreibmappen, Schreibzeuge**  
**Schreibunterlagen**  
Neue Entwürfe, gediegene Arbeit  
**Englick & Quatz**  
Königsberg Pr., Gr. Schloßsteichstr. 10.  
Modernes Spezialgeschäft für sämtlichen Schreibbedarf

**SINGER**  
**ZickZack**  
KL.206



SINGER NÄHMASCHINEN AKTIENGESELLSCHAFT  
\* Singer Kundendienst überall

Die neue kombinierte **Nähmaschine** für einfache und **Zickzacknaht**  
Ziernähte, Beketteln und Rollsäumen von Volants, Verfäubern von Nahtkanten, Knopflocher, Knopfnähen, vereinfachte Weißstickerei, sonstiges Sticken und Stopfen.  
**Für Beruf und Haus**

Wat seet de Jud öm Dörp? - Dörpschet Leed - Schneiderei's Dille bespräte ähre Lied - Weihnachts-glowe - schlichte aber lustige Dorfspiele von **Franz Née**  
Lehrer i. R. Schriftsteller **Angerburg Ostpr.**  
Erfältlich v. Verfasser.

**Zum Grog**  
Jamaica-Rum-Verschnitt bei 38° o 40° o 45° o  
25 Ltr 2.80 3.20 3.70  
10 Ltr. 3.00 3.40 3.90  
je Liter einschl. Korbfasche franko, gegen Nachnahme.  
**Alb. Krizsat & Sohn, Wehlau Ostpr.**

**WEINE**  
nat. alkoholf. Traubensäfte, Weingut **Joh. P. Beyer**, Bechtheim D b Worms/Rh. Liste u. Kostpr. gratis



**Eine der ältesten Versicherungsanstalten Deutschlands**  
Ursprung 1854  
Auskunft: Filialdirektion der Iduna-Germania, Königsberg Pr., Vorder-Roßgarten 46, Tel. 31445 u. 32145

Die Lehrmittelwerkstatt **Gustav Mehlert**  
Königsberg Pr., Unterhaberberg 92  
führt in ihrer Sonderabteilung: **Instandsetzungsarbeiten** an Lehrmitteln aller Art aus. **Landkarten - Instandsetzung** nach eigenem Verfahren. Von der Regierung zugelassen. Viele Anerkennungen.

**Separatoren**  
beste **Scharfentrahmer** liefere ich zu günstigen Zahlungsbedingungen. **Ersatzteile** liefere ich zu sämtlichen Fabrikaten.  
**F. Krause**  
Königsberg Pr., Dorfstr. Langgasse 37.

**Kohlenkontor**  
am Nordbahnhof  
Königsberg Pr. 9  
Anruf Nr. 35744